

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

126157

II



Sröschweiler
Erinnerungen

Ergänzungsblätter

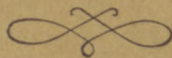
zu

Harrer Klein's

„Sroschweiler Chronik“

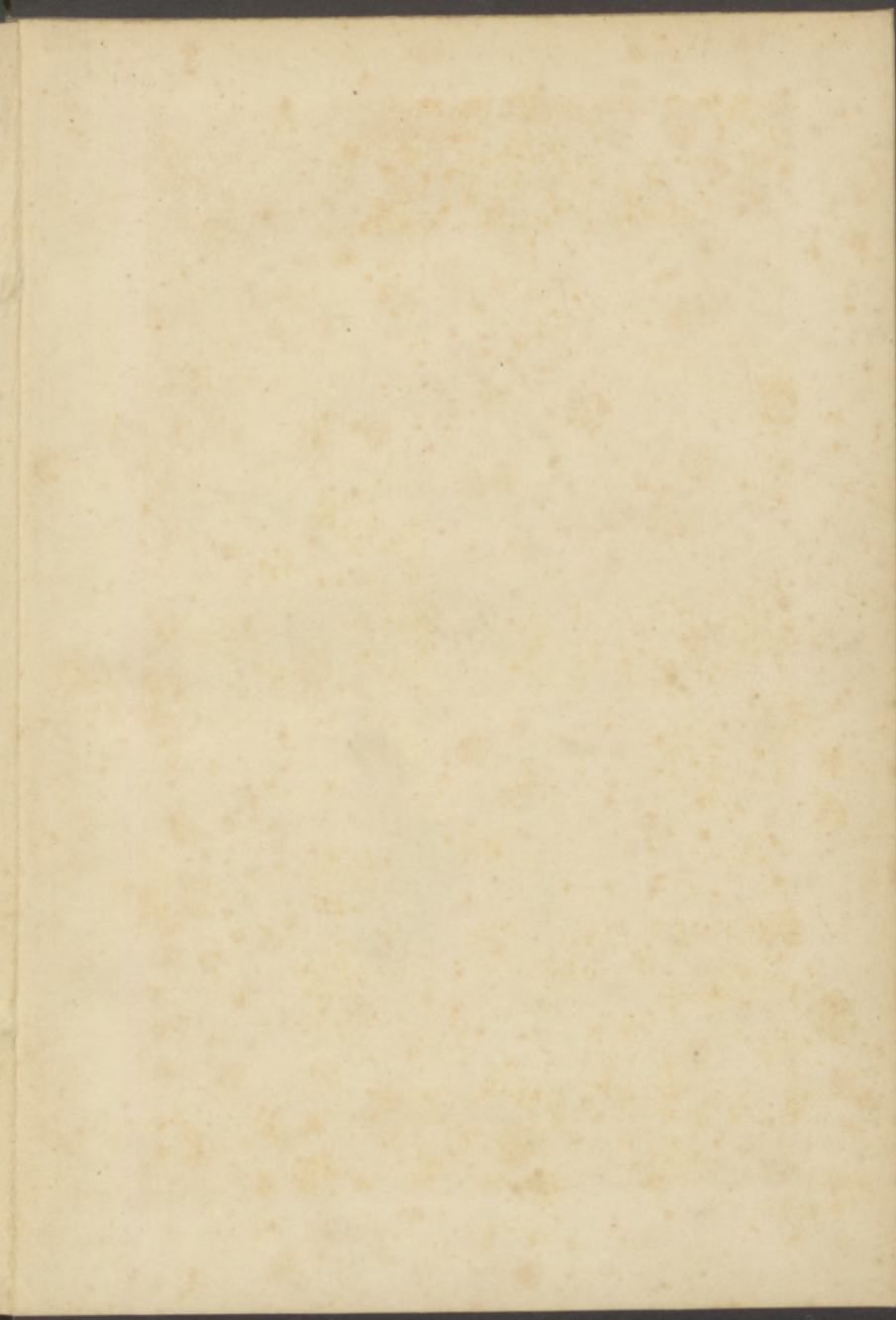
von

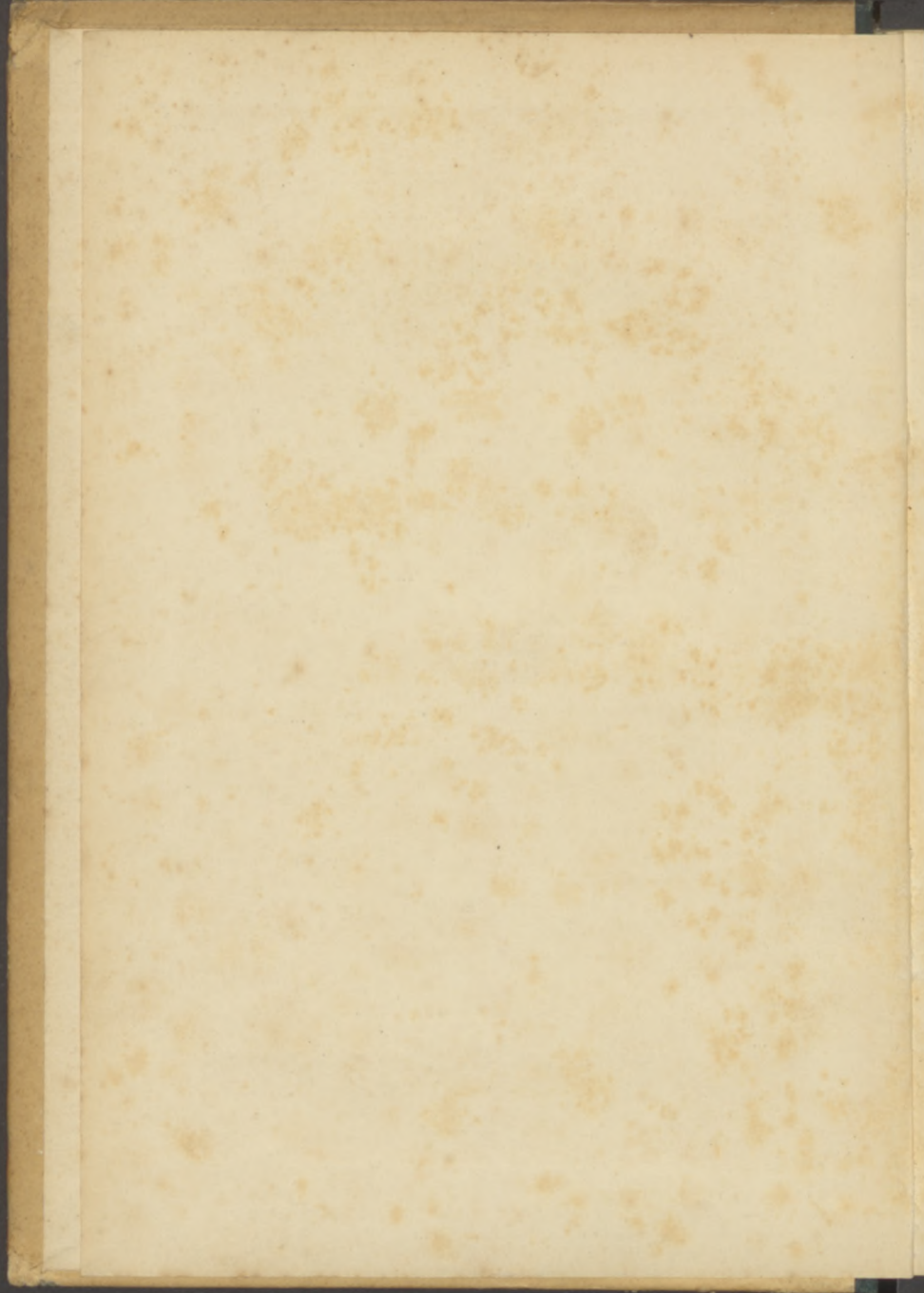
Katharina Klein.



München, C. S. Beck.

50





Fröschweiler Erinnerungen.

—○○○○—
Ergänzungsblätter

311

Pfarrer Klein's Fröschweiler Chronik

VON

Katharina Klein,

Schwester des Verfassers der Fröschweiler Chronik.

Motto: Psalm 91.



München 1896

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Oskar Beck.

126157
II.



Zur Einführung.

In diesen Monaten der Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1870 zieht die „Fröschweiler Chronik“ des Pfarrers Karl Klein aufs neue die Aufmerksamkeit auf sich — eine Schrift, welche in der zahllosen Kriegsliteratur einen eigenartigen Wert besitzt und sich eine feste und dauernde Stellung unter den Büchern errungen hat, in denen die Verfasser auf Grund eigener Erlebnisse in anschaulicher Form die Kämpfe und Leiden, das Erschütternde und Erhebende jener großen Zeit der Nachwelt zu überliefern versuchen.

Zwischen der Fröschweiler Chronik nun, diesem Volksbuche von ergreifender Wirkung, und den hier vorliegenden Erinnerungen besteht eine tiefe, innere und äußere Verwandtschaft. Die Schwester des Fröschweiler Pfarrers, in der Kriegszeit des Jahres 1870 eng mit dem Pfarrhause verbunden, aber in getrennter Wohnung den alten Eltern den Haushalt führend, schildert auf den

folgenden Blättern ihre besondern Erlebnisse mit einer Anschaulichkeit und Frische, die von den tiefen, unauslöschlichen Eindrücken jener Tage lautes Zeugnis geben, andererseits aber ein ähnliches Talent der Verfasserin verraten, eigene Erlebnisse so wiederzugeben und zu erzählen, daß die Hörer und Leser zum Miterleben veranlaßt und befähigt werden.

Man wird bei näherer Vergleichung auch den Unterschied wahrnehmen. Der Chronikschreiber hält bei allem Schildern von Einzelheiten den Blick fest aufs Ganze gerichtet und entrollt ein umfassendes Kriegsbild, das sich aus kunstvoll geordneten Einzelbildern ergibt. Unsere Erzählerin geht ganz auf in der Darstellung des von ihr Erlebten; es ist ihr das Wichtige und Bedeutsame, und wäre es für den großen Gang der Ereignisse noch so gleichgültig. Aber so denkt und empfindet das Volk. Hunderte von Elsäßern haben in jenen Tagen ähnlich empfunden, sind in ähnlicher Weise von Furcht und Schrecken, von Angst und Besorgnis erschüttert worden und haben ebenso wie die Verfasserin in den beschränkten eigenen Erlebnissen den Gradmesser des öffentlichen Unglücks gefunden. Aber nicht alle haben mit so tapferem Gemüte und festem Gottvertrauen mit widrigen Geschieden gerungen, und wenigen ist es vergönnt, das Erlebte so darzustellen, daß die Darstellung zum Spiegel wird, in dem das tiefste, innerste Leben des Volksgemütes sich abspiegelt.

Es ist kein Zweifel, daß die vorliegenden anspruchlosen Blätter einen verständnisvollen Leserkreis finden werden. Sie werden an ihrem Teil dazu beitragen, die Erinnerung an jene unvergeßliche Zeit zu vertiefen.

Prof. Dr. J. K.

Inhalt.

	Seite
1. Die Prophezeiung	1
2. Schwere Ahnungen	3
3. Die Wilden	4
4. Die Franzosen in Fröschweiler	6
5. Drohende Zustände	10
6. Generalfeldmarschall Mac Mahon und die Vorboten der Schlacht	15
7. Vor der Schlacht	18
8. Am 6. August	23
9. Im Keller	25
10. Die Befreiung	31
11. 7 Uhr abends	36
12. Eine lange, bange Nacht	40
13. Weitere Kriegserlebnisse	43
14. Unsere Emigrantenreise	48
15. Als Spione arretiert	53
16. Die Rückkehr nach Fröschweiler	59
17. Das Auffinden des Geldsacks	63
18. Der Kaiserfang	65
19. Die Granatplitter	68
20. Der Besuch im Lazaret	71
21. Ob die Deutschen Wort gehalten?	75
22. Die Kaiserrose	79
Schluß	85

1. Die Prophezeiung.

Von jeher hat es Menschen gegeben, welche die Gabe zu prophezeien besitzen, und nicht selten geben Naturerscheinungen demjenigen, der mehr als ein anderer Sterblicher voraussieht, Anlaß zu Prophezeiungen.

Im Jahre 1870 — es war gegen Ende Mai — an einem sonnig warmen Tage, abends zwischen 5 und 6 Uhr, sah man die Sonne sich trüben und Kugeln von allen möglichen Farben ausstrahlen, die nach allen Richtungen dahinsflogen, um wie schöne Seifenblasen auf den Gegenständen, die sie zu berühren schienen, zu zerplatzen. Das schöne Schauspiel bewundernd stand ich unter einer Gruppe Neugieriger neben einem Manne, der nicht wissenschaftlich gebildet war, dem aber doch tieferes Verständnis gegeben war, als mir und allen, die bei ihm standen, und der in seinem Wirkungskreis keine unbedeutende Stellung einnahm.

Schweigend stand dieser Mann da, dem prächtigen Farbenspiele der Kugeln zuschauend. Bedeutungsvoll sagte er endlich: „O weh, wenn die uns alle treffen! Dasselbe sah ich anno 54, vor dem französisch-russischen Krieg; damals gab's Schläge genug, — mancher Brave kehrte nicht wieder.“ Der Mann ging seiner Wege; was er gesagt, hatten alle gehört; niemand wollte daran glauben. Und doch war's keinem einerlei, daß gerade dieser sonst so bescheidene Mann (einer von den Stillen im Lande und wohl bekannt durch seinen guten Wandel) seinen Gedanken durch Worte Ausdruck gegeben. — Und was ist geschehen? Nur ein Monat lag zwischen dem Kugelregen und der Kriegserklärung; denn schon am 19. Juli hatte Napoleon den frevelhaften Krieg mit Deutschland wie mit einem Zauberschlag heraufbeschworen. Napoleon machte jedoch die Rechnung ohne den Wirt. . . . An verlorene Schlachten, an eine gänzliche Niederlage dachte er nicht. „So was gibt es nicht . . . dafür bürgt der Stolz der Nation; denn . . . mächtig, wie wir, ist kein Volk! En avant, enfants de la patrie!“ —

2. Schwere Ahnungen.

Wie Gewitterschwüle lag die Kriegserklärung auf allen Gemütern. Jeder trug schwer an der kommenden Zeit und keiner konnte das unheimliche Bangen wieder los werden. Der Blitzstrahl aus heiterm Himmel erschreckt mehr als das Wetter, das man kommen sieht. In jenen bangen Tagen hörte ich, wie zwei Herren, die sich begegneten, ihre Gefühle austauschten. Der Eine, der Jüngere, sagte zu dem Älteren: „Was sagen Sie zu dieser Kriegserklärung?“ Der Ältere antwortete: „Es ist jetzt Zeit zum Schweigen, spricht der weiße Salomo.“ Beide Herren gingen auseinander, ebenso nachdenklich wie zuvor. „Hast du diesen klugen Herrn gehört?“ sprach der Jüngere (ein mir nahe stehender Verwandter), „statt einen Trost zu erteilen, hat er mich noch banger gemacht. O, es sieht trübe aus — Gott möge uns gnädig sein, daß wir nicht unkommen in diesem Gericht!“

Bierzehn Tage später flatterte die Kriegsfahne zum Entsetzen aller vernünftigen Menschen und brachte uns die Söhne Frankreichs, die das Land verteidigen und den Feind besiegen sollten. Der Anfang geschah auf dem durch die Kriegschronik längst bekannten Schirlenhof. Der Ausgang dieses Gefechtes ist ebenfalls in der Chronik geschildert. Blitzschnell war die Proklamation des unsinnigen Krieges geschehen, und wie mit Windes-

schnelle wurden die Truppen aus Frankreich und Afrika dem Elsaß und der nahe gelegenen Station Reichshofen zugeführt.

3. Die Wilden.

Als die Kunde herüberdrang, daß Araber, „gelbe und schwarze“, und auch ganz „wilde“ Menschen (nach dem Volksglauben) mit der Eisenbahn angekommen seien, war es, als wäre durch einen elektrischen Strom alles in Bewegung gesetzt. Du Herr meines Lebens! was gab es da für ein wirres Durcheinander zwischen Hängen und Bangen, ob die Wilden auch andern Menschen ähnlich sähen, oder ob sie, weil sie Ringe in der Nase hätten, uns Elsaßler gleich aufessen würden, so wie sie es in der „Wildnuß“ (Wildnis) mit den Weißen thäten, oder ob sie warteten, bis die „Ditsche (Deutschen) kumme!“ u. s. w. — Weg war alles Vorurteil der Furcht . . . weg alles Bedenken; die Neugierde, die fremden Völker zu sehen, überwand jedes Hindernis. Was abkommen konnte, strömte hinüber, um sich Gewißheit zu verschaffen, wie die Wilden aussehen. Unter allem Volk machte sich auch ein altes Mütterchen auf den Weg. Sie meinte, „so ebbes hätt' sie ihr Lebtag noch nit g'seh'n — wildi Mensche mit

Ringe in der Nas', und Gelbi und Schwarzj hätt' sie noch nit g'sehn; es ginge ja viel nüber . . . sie würd' auch durchkomme, und e alti Frau werde d' Fremde g'wiß nit umbringe" u. s. w. Als am Abend das Mütterchen müde und erschöpft wieder heim gekommen war und nach längerem Ausruhen endlich zum Erzählen gelangte, rief sie aus: „Du lieber Gott! . . . nicks als Himmel und Mensche . . . nicks als Himmel und Mensche; auch die Wilde und Schwarze und Gelbe haw i g'sehn — awer keiner het mir, oder „sunst Jmes“ (Jemand) ebbes z'leid gedon (gethan.) — Ja, i mein fogar, die sin froh, wenn mer ihne nicks thut, un i glaub', denne isch's gar nit um's kriegen . . . Die henn so müd g'schiene (geschienen). — Auch sind sie nit so häßlich wie sie g'sait henn (gesagt haben); die Schwarze henn jo dicki Mäler, sell isch wor, awer doch lang nit so dick, wie sie g'sait henn; . . . awer vil wiseri Zäh'n' als unjer Eins henn se. — Die arme Tröpf, . . . i hann sie ganz bedüre müße . . . mer het grad g'meint, se hätten Hunger. E grisserli (graufiges) Ding henn die Deil (manche) uf'm Kopf . . . sell isch wor . . . rot un wiß un blöi g'schtreift, 's wurd' ihri Kapp sin. — Die Deil (manche) henn au wisi Diecher (Tücher) iver (über) de Kopf hänge. . . . Des sin de häßlichste von alle.“ —

So und ähnlich lauteten die Mitteilungen der alten Frau.

4. Die Franzosen in Fröschweiler.

Die Ankunft der Soldaten wurde im Dorfe freudig begrüßt; denn daß es auf dieser Höhe zu einer Schlacht kommen könne, war von vornherein anzunehmen. Was aber hatten wir arme Menschen für einen Begriff von Krieg und Schlacht! Das wußte man, daß es sich um Leben und Tod, um Hab und Gut handelte. Drum wurden gegen diese Schrecknisse die Soldaten als Rettung betrachtet und auf's freundlichste aufgenommen. Wer konnte ahnen, daß schon vor der Schlacht unser Schutz und Trutz, der französische Krieger, durch Hunger und Durst erniedrigt, kaum mehr wußte, was er sich selbst, dem Vaterland, den Bürgern schuldig war! Nett und freundschaftlich war das Verhältnis zu Anfang zwischen Einwohnern und Militär. Freundlich und liebenswürdig, wie Franzosen sein können, waren die Soldaten im Umgang und Verkehr mit den Bewohnern. Gerne stillte man ihren Hunger, gerne ihren Durst, je nach den Mitteln und der Freigebigkeit der Einzelnen. Auf Befehl wurde aus allen Gemeinden, welche von Einquartierung verschont geblieben waren, Nahrungsmittel nach Fröschweiler geschafft, bis — so lautete die Meldung — den Truppen Proviant folgen würde. Was geschah aber in Wirklichkeit für die Armen? Nichts, gar nichts! Verlassen waren die Kinder Frankreichs, verlassen die Einwohner.

Wenn auch ohne Disziplin das Heer sich herumtrieb und herumlungerte — denn ein Putzen und Bürsten, ein Blankmachen der Gewehre fiel Keinem in den Sinn, wurde auch nicht verlangt — so verlief doch Alles in Frieden und bestem Einvernehmen. Waren die Ärmsten nur halbwegs gesättigt, so zeigten sie sich dankbar und verbrachten ihre Zeit mit Spiel und Gesang. Mitten in den Entbehrungen belebte sie ja die Hoffnung auf Proviant, auf Geld aus der Heimat, in die man Briefe über Briefe absandte. An dem Hause, in welchem die Eltern und ich wohnten, dem Schulhaus gegenüber, war der Briefkasten angebracht. Er wurde an einem Tage (es war der Tag der Weißenburger Schlacht) überfüllt mit Briefen. Ein Korb wurde daneben gestellt, dahinein kamen noch unzählige. Spielend und tändelnd Arm in Arm, kamen wieder zwei Soldaten mit Briefen; mit strahlendem Gesichte klopfte einer von den Zweien mit dem Finger auf den seinigen und sagte: „Toi, tu me rapporteras au moins une cinquantaine de francs.“ (Du bringst mir wenigstens 50 Franken zurück.) Ob alle diese Briefe der Söhne noch vor der Schlacht an die Eltern gelangten, weiß der liebe Gott.

An Wasser fehlte es zuerst, Fröschweiler liegt hoch und ist deshalb arm an Wasser. Noch vor der Hungersnot ist die Wassersnot eingetreten. Von Wörth und Reichshofen her konnte einigermaßen nachgeholfen werden. Einmal hatten wir, die Eltern und ich, auch gar kein

Wasser mehr und wußten nirgends welches aufzutreiben; da drängte ich mich durch die Mannschaften in's Pfarrhaus; dort bei den Verwandten hoffte ich etwas Wasser zu finden. Leider, leider hatten auch diese keines, — sie gaben mir einen Topf mit Milch, die sollte das Wasser ersetzen. „Aber verbergen . . . , sonst kommst du nicht durch die Truppen mit der Milch nach Hause.“ Mit dem Topf unter der Schürze versuchte ich mein Glück und wollte nach Hause. Aber, aber, was geschah! Die Soldaten nahmen die ganze Breite der Straße ein und traten mir entgegen, ihre Trinkschalen hinhaltend, mit den Worten: „Madame, un peu d'eau, s'il vous plait! seulement une goutte, pour l'amour de Dieu“ (ein wenig Wasser, wenn's beliebt, nur einen Schluck, um Gottes willen). Mir that das Herz wehe und einen Augenblick kam ich in Versuchung, die Milch herzugeben; da gedachte ich der alten Eltern und traurig lächelnd schaute ich die armen Jungen an und rief: „Meine Herren, ich habe kein Wasser, ich habe kein's!“ Sie aber glaubten's nicht. „Mais si, Madame, vous avez de l'eau.“ (Doch, doch, Sie haben Wasser.) Da zog ich die Schürze weg und hielt den Topf hin; die Soldaten griffen an ihre Mützen, traten auf die Seite und sagten: „Pardon, (Verzeihung) Madame!“

Bei Vater und Mutter angekommen, traf ich einen jungen Turko, eine schlanke, feine Erscheinung, an; grüßend und entschuldigend sagte er: „Verzeihen Sie

mir, daß ich da heraufgekommen — es quält mich ein fieberhafter Durst, und nirgends, nirgends finde ich ein Glas Wasser. Ich bitte Sie flehentlich nur um ein einziges Glas, und wenn Sie wollen, um schweres Geld.“ „Mein lieber junger Mann, ich habe kein Wasser, da — sehen Sie her, statt Wasser, das ich ebenfalls suchte, bekam ich Milch; aber ein Glas Wein können wir Ihnen noch verabreichen, der wird, bei allen Entbehrungen, Sie auch noch stärken.“ Der junge, schöne Turko setzte sich zu uns und erzählte, wie sie Napoleon den Sieg erkämpfen wollten und jetzt so im Elend seien u. s. w.

Beim Abschied wollte er den Becher Wein mit einem Zwanzig-Frankenstück bezahlen; „an Geld,“ sagte er, „fehlt's mir nicht — aber an Wasser!“ — Beschämt schlugen wir das Angebot aus, er aber sagte: „Sie haben Unrecht; wenn ich falle in der Schlacht, wer bekommt es dann?“ Als uns nichts bestimmen konnte, das Geld anzunehmen, zog er ein prächtiges Tuch in chinesischen Farben vom Hals, mit der dringenden Bitte, ihm doch dieses wertvolle Tuch abzunehmen. „Wenn ich dann in der Schlacht nicht umkomme,“ sagte er, „werde ich's nachher wiederholen.“ Auch dieses schlugen wir aus, indem wir ihm vorstellten, daß er ja Nächte draußen zubringen müsse und das Tuch gewiß gut brauchen könne. Es gab eine Schlacht . . . ob er gefallen? — — Er kam nicht wieder.

5. Drohende Zustände.

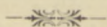
Stetig mehrten sich die Truppen — stetig wuchs Hunger und Durst. Unzählig, wie der Sand am Meere, waren auf einmal die Mannschaften, die das Dorf überfluteten. Dahin war jetzt der Reiz für all das Runterbunt der fremden Nationen, dahin die Neugierde bei ihrer Ankunft in Reichshofen. Rasch zu Ende waren jetzt alle, alle Vorräte, — es drohte die Not auch den bemitteltesten Familien. Jetzt heißt's nicht mehr „um schweres Geld“ — jetzt macht Gewalt Thüren und Thore auf. Alle Ordnung ist aufgelöst, die Schranken brechen, die Unmasse von Menschen verlangt wild nach Sättigung. Bald fluchend, bald drohend erklärten sie: „Nous ne sommes pas venus, pour mourir de faim, nous sommes venus pour sauver la patrie!“ (Wir sind nicht gekommen, um Hungers zu sterben, wir sind gekommen, das Vaterland zu retten.) Wo niemand mehr etwas geben, wo nichts mehr verabreicht werden konnte, da ging's Puff, Paff, es wurde geraubt für Menschen und Tiere, was unter die Hände kam, denn auch die armen Pferde litten Not, ebensogut wie die Menschen. Unter solchen Zuständen ging mein Weg wieder ins Pfarrhaus. Von allen Häusern, Höfen und Scheunen hörte man Schreckensrufe, lautes Weinen und Wehklagen. Durch die Straße ging's nur mühsam vorwärts. Als ich beim Pfarrhaus angelangt war, fand ich dasselbe

umringt von Hilfe suchenden Menschen. „Herr Pfarrer, helfen Sie uns — helfen Sie uns — die Soldaten haben uns alles, alles genommen — wir haben jetzt gar nichts mehr, nichts mehr für uns und nichts mehr für unser Vieh!“ Der Pfarrer tröstete und ermutigte, er bat um Ergebung in das Unabänderliche, indem er auf seine eigenen Zustände hinwies. Aus seiner Scheune wurde unbarmherzig das Heu und Stroh fortgeschleppt. Der Pfarrer sagte zu mir: „Was soll's aus meinen armen Kühen werden, wenn sie uns alles Heu und Stroh fortnehmen?“ „Hast du noch nicht zu den Soldaten gesprochen?“ fragte ich. „Ich habe schon um Gottes Willen gebeten, mir nicht alles Heu fortzutragen — sie aber lachten und sagten: „Nous ne pouvons pas laisser mourir nos chevaux!“ (Wir können unsere Pferde nicht Hungers sterben lassen.) „So will ich es einmal probieren“, sagte ich, „und mit den Soldaten reden — lachen sie wieder, so will ich sie an der Ehre anfassen, — gelingt mir's nicht, nun dann in Gottes Namen!“ Als ich in die Scheune kam, sah ich zu meinem Entsetzen, daß die Mauern der Scheune nach der Gartenseite hin eingeschlagen waren, und das Heu in Massenbündeln durch den Garten dem Bivouac zugetragen wurde. Das war denn doch zu stark. Ich bat die Soldaten nicht mehr um Schonung, sondern ich rief in die Scheune hinein: „He, he, was gibt's denn da?“ Die Antwort war: „Wir müssen Heu haben für unsere Pferde, wir können

sie nicht Hungers sterben lassen!“ — „Ihr habt aber nicht wie ehrenhafte Männer beim Pfarrer um Heu angefragt, sondern die Mauer eingeschlagen, um das Heu auf Diebswegen fortzuschaffen! Seid Ihr französische Soldaten? Diebe seid ihr, gemeine Einbrecher! — Ihr seid da, das Vaterland zu verteidigen und uns vor den Preußen zu schützen, und benehmt euch wie Räuber? — Pfui solchen französischen Soldaten, Pfui! . . . wären doch die Preußen schon da, uns gegen Euch zu schützen!“ — — — Der wunde Fleck bei den Kriegern war getroffen. Das Heu entfiel den Händen der Soldaten — haufenweise kamen sie vom Heuschober herunter und flohen durch die Thüren und Löcher, die sie gemacht, den Grasgarten hinunter; alle bis auf einen flohen sie, ohne irgend eine Beute. Ein langer, großer Mann nahm, was er unter dem Arm tragen konnte, noch mit und lief dann, was er laufen konnte, den andern nach. Da mir keine Beleidigung und kein Schimpf widerfahren war, wurde ich noch beherzter und lief hinterdrein den Garten hinab, bis ich überzeugt war, daß alle wieder im Lager angekommen waren. Nach diesem Erfolg ging ich wieder durch die Scheune und den Hof und wollte ins Haus. Aber, o weh! da waren nicht fünfzig . . . da waren Hunderte von Soldaten, die den Hof belagerten, und fecke, herausfordernde Mienen machten. Ich drängte mich durch die Menge zur Eingangstreppe und von da ins Zimmer. Hier standen zwei Offiziere, die um Gottes

willen und ums Geld um Nahrung baten — sie könnten gewiß nicht weiter, sagten sie, der Hunger nage in ihren Gebeinen. Der Pfarrer sagte: „Was ich noch zu geben habe, ist Brot und Wein“. — „Tausend Dank und gute Bezahlung, Herr Pfarrer, nur geben Sie etwas zu essen, gleichviel was.“ — Mittlerweile sah der Pfarrer mich und fragte: „Wie steht's in der Scheune?“ „Für den Moment gerettet — aber was soll denn diese Belagerung da draußen im Hof?“ „Ja, da steht's schlimm — sie wollen den Keller stürmen!“ Der Eingang des Kellers war im Hof, eine ziemlich breite Treppe führte hinunter. Meine Frage war wieder: „Hast Du schon mit den Soldaten gesprochen?“ — „Ja, das habe ich, sonst wäre der Einbruch, der noch droht, schon erfolgt.“ Der Pfarrer bat die Offiziere, mit den Soldaten zu sprechen . . . ihren Befehlen müßten sie doch gehorchen. Beide Männer erschrafen und baten um Gottes willen, das nicht von ihnen zu verlangen: „Morgen — übermorgen kann es zu einer Schlacht kommen, dann wäre die erste Kugel für uns. — Wir wollen uns verbergen, denn daß wir hier sind, dürfen die Soldaten nicht wissen. — Bitte, Herr Pfarrer, sprechen Sie noch einmal mit ihnen!“ — Der Pfarrer ging hinaus, ich ihm nach. „Ihr Männer, habt Erbarmen mit dem Wenigen, das ich noch habe. Ich will Euch ja gerne etwas Wein verabfolgen lassen — nur nehmt mir nicht alles fort, u. s. w.“ Doch die Sol-

daten waren entfesselt, sie höhnten, lachten und antworteten: „Que voulez-vous? c'est la guerre!“ (Was wollen Sie? es ist Krieg.) Als die Thüre in ihren Angeln krachte, lief ich herzu und wandte das Rettungsmittel an, das in der Scheune so gut geholfen — und — wahrhaftig! als ich die Worte sagte: „Ihr seid keine französischen Soldaten — ihr seid Spitzbuben — Einbrecher und Diebe seid ihr“, kamen sie die Treppe wieder herauf, mit niedergeschlagenen Augen, rasch ging's durch die Thüre und über die Mauern auf die Straße; in ganz kurzer Zeit war kein einziger Soldat mehr im Hofe. — Es war uns gewiß nicht wohl zu Mute, aber doch hatte die Begebenheit wieder so viel Drolliges, daß wir alle, trotz der Angst und Not, darüber lachen mußten. Die Herren Offiziere kamen auch wieder hervor und sagten: „Ja, sehen Sie, wenn eine Dame spricht! Da nun alle verschwunden sind, können auch wir wieder gehen!“ Mit zwanzig Franken wollte jeder sein Brot und seinen Wein bezahlen. Als der Pfarrer abwehrte, sagten beide: „O, an Geld fehlt's uns nicht, und wenn wir fallen, ist's ja doch verloren.“ Entschieden lehnte der Pfarrer ab: „Ich lasse mir die Gastfreundschaft nicht bezahlen — was ich zwei hungerrigen Kriegern erwiesen habe, das habe ich dem Vaterlande gethan.“



6. Generalfeldmarschall Mac Mahon und die Vorboten der Schlacht.

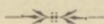
Unter den oben geschilderten Verhältnissen ging nichts mehr seinen Gang, alles stockte. Bleich und verstört waren die Leute; die Hauptaufgabe war, Hab und Gut vor den Vaterlandsverteidigern zu schützen und dann willenlos dem unabwendbaren Geschick sich zu überlassen. Aus Furcht und Angst wie gelähmt standen die Menschen umher, an Arbeit dachte man nicht mehr — es war alles aufgelöst. Mac Mahon, der von der traurigen Lage seiner Truppen unterrichtet wurde, kam nach Fröschweiler, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. Vor der Kirche war der Ort aller wichtigen Verhandlungen. Als auf einmal alles, ohne Ausnahme des Geschlechts, dorthin eilte, durfte man sicher annehmen, daß es sich wieder um etwas Außerordentliches handele, und da machte ich es wie die andern und ging auch hin. In seinem schönen Wagen saß der hohe Feldherr, mit finstrem Angesicht, und hoch zu Roß ein Offizier, dem der Marschall seine Befehle erteilte. Als ich mich nahe genug vorgedrängt hatte, vernahm ich noch folgende Worte: „Ecrivez, que l'administration nous a abandonné, et que nous n'avons pas une miche de pain pour donner à nos soldats!“ (Schreibet, daß die Administration uns verlassen hat, und daß wir keinen Laib Brot unsern Soldaten zu geben haben.)

Der beauftragte Herr zu Pferde war entlassen und Mac Mahon fuhr düster davon. Ein Hoffnungsstrahl fiel wieder ins Herz bei alle denen, die diese Worte gehört. Man versöhnte sich mit der Lage; und warum auch nicht? waren doch die Soldaten, so lange sie ihr Dasein auf würdige Weise fristen konnten, freundlich und liebenswürdig, wie am Anfang; als aber der Hunger tiefe Furchen über das Antlitz gezogen, als das Auge hohl, der Blick stier geworden war, ein crasser Stempel der Erniedrigung! — wer wollte sich wundern, daß sie — aus Verzweiflung — zum Bettel und Diebstahl getrieben wurden! — Eine Sünde und Schande war's für die Regierung, wie sie aber auch nicht furchtbarer hätte gerächt werden können, als durch den Ausgang des unerhörten Krieges. — — Aber was kommt denn dort von Wörth herauf? Da liegt ja ein Soldat in einem Wagen, seiner ganzen Länge nach auf Stroh gebettet! er hält mit beiden Händen einen Schirm über sich, um sich vor der brennenden Sonne zu schützen! — Der Wagen fährt langsam durch's Dorf. Aber dort kommen ja noch andere! Ja, was ist denn das? Das ist die Retirade von Weißenburg! Und, o mein Gott, da kommen ja auf Wagen, Pferden und Maultieren Verwundete! Ei, gab's denn dort eine Schlacht? Ei, sind denn die Preußen schon da? und niemand wußte das! Wie? der Feind hat die Grenzen schon überschritten, und die Soldaten stehen hier, ohne ihm

zu wehren, ja ohne es nur zu wissen! „Wo ist der Feind, wo sind die Preußen, wo Weissenburg und wo eine Karte?“ So kamen die Offiziere erschrocken gelaufen und suchten und fragten nach Weissenburg und nach einer Karte, die Aufschluß geben sollte, in welcher Gegend Weissenburg zu finden sei. — In seiner Angst schaute ein Offizier auf mein Fenster, mit dem Rufe: „Une carte, Madame, s'il vous plait!“ (Eine Karte, Madame, wenn's beliebt.) „Bitte, die Treppe dort hinauf zum Herrn Lehrer, gewiß hat der eine.“ — Mit Gruß und Dank verschwand der Offizier und kam sofort wieder, mit einer Karte in der Hand, zurück. Er lief mit der Karte hinunter gegen den Kirchhof, um einen freien Blick über das Sauerthal zu haben, und als er wiederkam, war er niedergeschlagen, und traurig sagte er: „Bis morgen oder übermorgen kommt es hier zu einer Schlacht.“ Das war am Donnerstag. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht im Dorf — es gab ein schreckliches Lamento. Aufgebracht und empört waren die Bürger über das Sizenbleiben der Soldaten — daß man den Feind abwartete, schien geradezu unerhört. Warum wurden die Grenzen nicht besetzt, warum hatte man, mir nichts, dir nichts, den Feind ins Land hereingelassen? Es ist doch eine alte Wahrheit, daß der Feind stärker ist auf fremdem Boden, als auf dem eigenen! Aber was hilft jetzt alles! Das Wehklagen hilft nichts, auch das Vorwürfsmachen



hilft nichts mehr — das Verhängnis geht seinen Gang.



7. Vor der Schlacht.

Mac Mahon war wieder fort; am Freitag Abend standen die Proviantwagen Reihe an Reihe das Dorf entlang. Nun war keine Not mehr, nun war auf's beste gesorgt für Menschen und Tiere. Stolz strahlte das Angesicht der Krieger — froh, nun nicht mehr zur Gewaltthat greifen zu müssen, und glücklich, daß der Kampf mit dem Hunger sein Ende gefunden. Nun waren sie wieder die spielenden, singenden Kinder, die vergnügten Söhne Frankreichs, wie im Anfang, die den Krieg nicht mehr verwünschten, weil der Sieg ihnen gewiß war, denn jeder nimmt es ja mit so und so viel Preußen auf. Alle Hoffnung, alles Vertrauen vom Anfang kehrte bei den Einwohnern zurück; gewiß würden sie uns nun beschützen vor dem Feinde, beschützen vor fremder Macht. Aber nicht lange sollten die Ärmsten essen und trinken und guter Dinge sein, und nicht lange sollte die vertrauensvolle Ruhe der Bürger, welcher man sich so gern hingeeben, andauern; denn schon am nächsten Morgen schreckte die Kriegstrommel die Soldaten zum Kampfe auf. Nun auf einmal wieder ein anderes

Bild: stumm und gebrochen schlichen jetzt die Menschen umher — jetzt gab's keine Verhandlungen mehr — jetzt galt's nur stille sein und daß jeder für sich und seine Familie forge, so gut es gehen mochte. Daß alles verloren sein werde, fürchteten die meisten. Während der Nacht vom Freitag auf den Samstag, den 6. August, hatten sich die wenigsten Leute zur Ruhe begeben, und so war am Morgen der Schlacht mit Tagesgrauen auch schon alles auf den Beinen. So wanderte, aus Besorgnis für die Familie, auch ich frühe wieder ins Pfarrhaus. Aber Welch babilonische Verwirrung traf ich da an! In wilder Hast jagte alles durcheinander! Das Haus war voll von Offizieren, von französischen Ärzten nebst Bedienung — was war das für ein Laufen, ein Rufen, ein Befehlen! Und die Familie selbst — in welcher Sorge und Angst! — „Wie gut, daß du kommst, hilf uns das Silberzeug verbergen!“ — aber wo? — wo? das ist die schwerste aller Fragen. In den Dunghaufen — das wollte jedem einleuchten. In den Dung — dort wird nichts gesucht werden, schnell, schnell! Ich helfe mit — so, das ist versorgt! Aber kaum war das Silber geborgen, so ging auch schon dem einen oder dem andern der Angstschweiß aus — „man hat uns zugehört.“ — Flugs wurde der Plunder geholt — aber wo jetzt hin mit? nirgends kann man hin, nirgends — mitnehmen wird das Beste sein. — „Aber was mache ich mit dem Geld vom Nähweiler Kirchbau?

Wo ist wohl ein Mensch, der mir das Geld abnimmt und verwahrt, bis der Krieg vorüber und wieder Friede ist?“ Einen Rat und einen Menschen, der in dieser bösen Zeit das Geld in Verwahrung nehme, wußte keins von uns. „Weißt du auch niemand?“ fragte mich der Pfarrer. „Niemand, der diese Verantwortung auf sich nehmen möchte!“ — „Dann bin ich ein verlorener Mann; wenn ich um das Geld komme, kann ich's nie wieder ersetzen!“ — In seiner großen Sorge schaute der Pfarrer mich an und sagte: „Ich habe jemand gefunden — du mußt es übernehmen!“ — Ich starrte den Pfarrer an, ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte: „Mir, mir! Ei, bin ich etwa nicht im selben Falle wie du, oder ein anderer, und ebenso in Gefahr, um das Geld und ums Leben zu kommen? Nein, nein! wie sollte ich, wenn ich Unglück hätte, das Geld wieder ersetzen? Nein, nein, nimmermehr! Fordere alles von mir, nur das nicht!“ — „Und du mußt — ich habe die Überzeugung, es geschieht dir nichts in diesem Krieg. Ich thue alles in einen Sack, den trägst du unter dem Kleid auf dem Leibe und kein Mensch weiß etwas davon.“ — Auf wiederholtes, dringendes Bitten willigte ich ein — der Sack wurde geholt und die Manipulation ging vorwärts. „So, nun ist das Geld geborgen!“ — „Au, das ist schwer — das werde ich nicht weit tragen können; will's versuchen, Gott behüt' euch, ich muß heim.“ — Ich ging. O, wie schlägt der

Sack mir um die Beine, und wie zieht der mir Magen und Nieren zusammen! schnell umgekehrt — das kann ich keine Viertelstunde aushalten! — „So, da bin ich wieder — schnell den Sack los — ich will lieber durch den Krieg sterben, als durch diesen Geldsack. Losgeschnallt, es geht mit dem besten Willen nicht — geschwind! — die Zeit vergeht — bald wird's donnern und krachen!“ Wir berieten aufs neue — soll's denn kein Plätzlein geben, welches das Geld und damit unsern Sorgenstein bergen könnte? — Im Hofe stand ein ganz kleines Häuschen, eine Waschküche, die schlug ich dem Pfarrer vor als guten Versteck für das verhängnisvolle Geld. — „Ja, was wollen wir denn da bezwecken? Wenn die Küche durch den Krieg zerstört wird oder abbrennt, was dann?“ — „Das Häuschen hat wenig Holz — es gäbe keinen großen Brand — der Erdboden wird dadurch nicht zerstört, und wenn wir den Krieg überleben, suchen wir das Geld, und wir finden's auch wieder. So, nun komm aber rasch — jeder verlorene Augenblick muß uns gereuen. Schnell ein Beil und ein starkes Messer her — du nimm den Sack — und mir nach!“ — „Ja, was soll's jetzt werden?“ — „Siehst du diese Platte hier?“ — „Ja, die sehe ich.“ — „Nun, während ich diese Platte aufhebe und ein tiefes Loch grabe, hältst du Wache an der Thüre!“ — Die Thüre ging in zwei Theilen auf. „So, nun machst du den unteren Theil der Thüre zu und lehnt dich ganz legere auf die Thür und

passet gut auf, was im Hofe vorgeht. Kommt jemand auf dich zu, der mit dir reden will, so gehst du hinaus in den Hof und ich warte mit der Arbeit, bis es wieder sicher ist!“ — Noch einiges Zagen — noch einige Fragen — „ja meinst du — ja glaubst du“ — und ich grub und kratzte schon tüchtig drauflos. Von Zeit zu Zeit mischten sich Seufzer und Angstworte von der Thüre her in mein mir selbst nicht so recht geheuerliches Schaffen und Graben. „Horch — jetzt kommt etwas — bist noch nicht fertig? eilen — eilen — ach wie ist mir so bange! gelt, bald fertig — gelt? — O, ich kann nicht mehr vor Angst!“ — „Mut, Mut, bald ist's geschehen — — so jetzt! — Ist's sicher draußen?“ — „Niemand da!“ — „So komm und setze den Sack hinein, damit wir sehen, ob das Loch tief genug.“ — „Vortrefflich, vortrefflich — aber jetzt?“ „Jetzt wird's mit Erde zugedeckt, dann die Platte drauf und ein bißchen Aße und kleines Holz darüber wie in der übrigen Küche, und der Schatz ist geborgen!“ — Unter Bitten und Gebet, der allmächtige, allgütige Gott wolle dieses Geld, das einst zur Verherrlichung seines heiligen Namens und zu seiner Ehre dienen sollte, in seinen Schutz nehmen und bewahren vor den Verheerungen des Krieges, verließen wir den Verwahrungsort. — „Nun zu Vater und Mutter! auf Wiedersehen, so Gott will!“

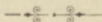


8. Am 6. August.

Die Stunde, wo das unabänderlich herangezogene Gewitter über dem Dorfe sich entladen sollte, war gekommen. Die Kriegstrommel alarmierte die Soldaten; eine furchtbare Verwirrung entstand. Vor der Kirche war der Sammelplatz der Befehlshaber, von dort aus erging das Kommando. Es wurde schwer, die Soldaten zusammen zu bringen, namentlich die Neger, die noch auf Raub aus waren und endlich aus den Häusern hervorkamen, der eine mit einer Gans, der andere mit einem Huhn u. s. w. Nun ging's das Dorf hinunter gegen Wörth zu; die Befehlshaber ritten voran. Es dauerte nicht lange, so kam alles mit heitrer Miene wieder zurück — „Ce n'était qu'une fausse alarme!“ (Es war nur ein falscher Lärm), wie die Offiziere sagten. Froh sprangen alle vom Pferde; da ging es an ein Liebkosen, an ein Streicheln und Zuckergeben — ja an ein Sprechen mit den Tieren, wie eine glückliche Mutter es mit ihren Kindern thut. — Als alles sich wieder auflösen wollte, kam ein Reiter von Wörth herauf gesprengt, in der einen Hand die Lanze, in der andern ein versiegeltes Schreiben und ritt vor die Kirche. Im Nu waren die Kommandeure versammelt; der Reiter überreichte eine Depesche; nach einigen Minuten sprengte er wieder zurück. — „L'ennemi est là, l'ennemi est là!“ (Der Feind ist da), so ging's von Mund zu Munde.

Alles erblickte. Diesmal war es keine „fausse alarme“, diesmal war es Wirklichkeit. Die Trommeln riefen zur Schlacht, die Schwarzen erhoben ihr unvergeßlich wildes Kriegsgeschrei. Es war ein feierlich wehmütiger Moment, die kommandierenden Herren voran, in schönster Rüstung so wie die andern Soldaten alle, vorüber in den Krieg ziehen zu sehen. — Wer wird übrig bleiben — wer wieder zurückkommen? Das müssen die Krieger gedacht haben — das dachten auch wir. Ade, ihr armen Söhne, Ade! Gott helfe euch zum Siege und dem Lande zum Frieden! — Wer hätte nicht Thränen des Mitleids geweint, wenn man so die schönen, gesunden Menschen gesehen und sich sagen mußte: sie gehen in den Tod — sie gehen dem Verderben entgegen! Ein Sohn — mit Mühe groß gezogen — endlich dem alten Vater — der verlassenen Mutter zur Stütze — und nun wird er vielleicht die Seinigen nimmer wiedersehn! — Auf der Gunstetter Höhe waren die Deutschen in Schlachtordnung aufgestellt. Alles lief hinunter zum Kirchhof und in die Gärten, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. So gingen auch wir, die Mutter und ich, in den Garten, während der Vater sich bis unten an das Dorf gewagt hatte. Wirklich! Dort standen die Deutschen in Reih und Glied! — Jetzt kam auch eine Kanonensalve den Franzosen zum Gruß. Die Franzosen feuerten ebenfalls hinüber und nötigten die Deutschen zu einer andern Stellung. — Nun aber in

das Haus zurück — denn schon pfeifen die Flintenkugeln um uns herum. — Wir sind droben angekommen — der Vater fehlt! — der Vater, wo ist er — wo bleibt er! — In meiner Angst lief ich ans Fenster und schaute hinab zum Kirchhof — dort kam der Vater — aber wie! Er bückte sich, er drehte und wendete sich, dem Geziß der Kugeln auszuweichen. — „Herr Gott! errette den Vater und bringe ihn heim!“ — Ich lief bis zur Treppe hinunter — da endlich steht der Vater vor mir — bleich wie eine Leiche. — „Gottlob! Vater, daß du da bist!“ — „Ja, Gottlob!“ — Todesangst bemächtigte sich unser. Was machen — was anfangen! Wohin — wohin! Horch, es klirren schon um und um die Fenster; — horch, es stürzen auch schon Häuser ein! im Zimmer bleiben — das geht nicht mehr — fort — fort so schnell als möglich.



9. Im Keller.

Wir eilten die Treppe hinunter — da unten war derselbe Jammer. Unter unaufhörlichem Gewimmer und Gewinsel der Kinder ging's jetzt mit den Hausleuten in die Tiefe. Hier unten im kühlen, feuchten Keller suchten wir Schutz. Zusammen-

gefauert, vor Schreck wie gelähmt, sorgten wir nicht mehr für alles, was droben war. Wir dachten nur mehr an uns. Unsere Lage war hier eine grauenvolle — jedoch verließ die Hoffnung auf eine mögliche Rettung unsres Lebens uns nicht ganz; das Wann und Wie der Rettung stellten wir Gott anheim. — In das schreckliche Wüten und Donnern der Geschütze mischte sich das immer bänglicher werdende Krachen der Häuser. Die Kugeln kamen von Elsaßhausen, unserm Keller gegenüber. — O, es wird immer schrecklicher! — ein allgemeiner Aufschrei: „Herr Gott, erbarme dich!“ eine Granate schmetterte an die Brustmauer unsres Kellers. „Fliehen — fliehen — eine zweite, und wir sind vielleicht alle verloren. Schnell ins Nachbars Keller — dort ist's besser — dort ist eine Zwischenmauer.“ — Und unter dem Kugelregen ging die Flucht über den Hof ins Nachbars Keller. — Der Hausherr, der früher auch Soldat gewesen, sagte: „Gebt acht — richtet euch nach den Kugeln — man hört sie kommen!“ — Alle kamen wir glücklich hinüber, elf Menschen an der Zahl. „Ja, da ist's besser — kommen die Geschosse von Langensulzbach her, kann man nach vorne gegen die Straße — kommen sie von Elsaßhausen herüber, gehen wir auf die entgegengesetzte Seite.“ — Aber welches Schicksal! Hier in einer großen Waschbütte saß die Nachbarin nebst ihrer kranken Mutter; bereitwillig ließen sie auch uns Frauen, die Mutter und mich, Platz darin nehmen, während

die Männer und die andern alle, der eine da, der andere dort, bald sitzend, bald stehend sich aufhielten. So eng als möglich kauerte ich mich zusammen auf dem Boden der Waschbütte und legte den Kopf auf meine Kniee, unter Gebet und Angst den Gang des Donners und Gefnatters der Geschosse verfolgend. Gab's eine Pause, war mir's am hängsten — das kam mir jedesmal vor wie eine Pause bei einem schweren, verderbenbringenden Gewitter! Auch das Lamentieren wirkte lähmend auf die von Furcht aufgeregten Nerven. Ach, und das Donnern wird schlimmer und schlimmer, die Feinde sind ganz nahe bei uns. Jetzt prasselt auch wieder ein Haus in der Nähe — und — allmächtiger Gott — — eine Granate zerschmetterte das Dach über dem Keller, in dem wir Zuflucht gesucht! Wenn aber das Haus brennt? — Wir sind verloren! — verloren! „Du lieber Herr Gott, habe Erbarmen mit uns armen Menschen! Schau in Gnaden das Beben und Zagen unsrer Seelen an!“ In einen andern Keller zu flüchten, ist zu weit, ist unmöglich. — Ob das Haus brennt, weiß niemand. Der Eigentümer muß — er muß — und wenn er sein Leben dransetzt, sich überzeugen, ob sein Haus brennt — ob seine und der Seinigen Heimstätte ein Raub der Flammen wird und wir alle unter dem Schutt begraben werden. Unter verzweifeltm Ringen mußte endlich die Frau ihren Mann losgeben, damit er sich überzeugen konnte, wie es oben stand. Der Mann ging — es rief ihn

die Pflicht — er ging bis auf den Speicher. Das Dach war zerfchmettert — die Granate lag auf dem Boden, doch das Haus brannte nicht! Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. — So viel der Mann gesehen, brannte es an verschiedenen Stellen in der Nachbarschaft.

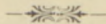
„Ach, wann wird das Schießen und Donnern aufhören! Ach, wäre doch bald der Tag zu Ende! Dann, dann wären auch wir erlöst!“

„Es scheint, die Franzosen sind zurückgeschlagen, sonst wäre das Schießen nicht so nahe bei uns“, meinte einer der Männer. „Wären die Franzosen im Vorteil, so müßte das Schießen sich gegen Gunstett hinziehen“ u. s. w. Die alte Frau aus dem Hause, in welchem wir wohnten, kam zu meinem Vater herüber und sagte leise: „Großpapa, hab ich's nicht gesagt, die Franzosen gewinnen's nicht, der Herr ist nicht mit ihnen?“ — Am Morgen war nämlich diese Frau herauf zu uns gekommen und hatte zu meinem Vater diese Worte gesprochen. Da hatte er erschrocken zu ihr gesagt: „Frau Sophie, spricht nicht so laut — es wimmelt noch von Franzosen — wenn's einer hört, werdet ihr eingesteckt!“ Da hatte sie ihm erwidert: „Großpapa, wenn ich's nicht laut sagen darf, sage ich's leise — sie gewinnen es nicht, der Herr ist nicht mit ihnen!“ — Und in der That, als einer der Männer sagte, er meine, die Franzosen

feien zurückgeschlagen, wiederholte die Frau ihre Behauptung leise, ganz leise. — Unterdeffen blieb unter bebender Furcht unsere Lage dieselbe. So wie die Stunden des Tages zerrannen, so kam auch das Donnern, Toben und Knattern dem Dorfe immer näher, was uns armen Gefangenen immer größeres Bangen machte. Auf einmal gab's einen festen Stoß an die Kellerthüre, so daß sie aufsprang — und herein stürzte ein französischer Soldat. Erhißt und erschöpft legte sich der Mann seiner ganzen Länge nach über die Wasserrinne des Kellers und schlürfte gierig das trübe, ungesunde Wasser ein. Als wir fragten, wie es oben stehe, sagte er: „Tout est perdu! nous sommes battus, les Prussiens sont là!“ (Alles ist verloren, wir sind geschlagen, die Preußen sind da!) Der arme Soldat wollte sich im Keller verstecken, aber die Männer gaben es nicht zu, so leid es ihnen auch that. Sie sagten: „Wenn die Deutschen kommen, werden wir samt Euch erschossen!“ — „Um Gottes willen hier lassen“, bat der Soldat, „wenn ich mich hinauswage, bin ich des Todes!“ — Als er nicht fort wollte, griffen ihn die Männer — doch er klammerte sich an: „Laßt mich, laßt mich — um Gottes willen — sie finden mich nicht“ u. s. w. Die Männer vereinten ihre Kräfte und schoben den Ärmsten hinaus — hinaus — vielleicht in den Tod, wer weiß es! Wie hart kam uns diese Handlungsweise vor — aber mußte es nicht sein um der eigenen Sicherheit willen? Gott

schütze dich, du armer Hinausgestoßener! Er schütze dich und lasse dein Blut nicht über unser Haupt kommen!

Was wird es jetzt werden? Jetzt wird es stille, ganz stille; man hört nur starkes Laufen und Rufen. Wir wagen uns an die Kellerlöcher, da sehen wir fremde Menschen — es sind deutsche Soldaten, denn sie haben Tornister und Flinte — schau — schau — sie stellen sich mit aufgestecktem Bajonett, der eine unten, der andere oben, an das Schulhaus — sie haben das Lazaret eingenommen! Da kommt wieder einer — der raucht schon seine Pfeife, der andere auch. Und — o weh — die Franzosen haben verloren — da kommen viele Deutsche — da kommen alle, alle! Alle laufen in die Häuser und Höfe mit dem Rufe: „Heraus, heraus, die Deutschen sind da!“ — Jetzt sind sie auch droben im Zimmer, und jetzt wird an die Kellerthür geschlagen: „Heraus, heraus! Sind keine Franzosen da unten? Wenn Franzosen da sind, werdet ihr erschossen!“



10. Die Befreiung.

So heiß wir uns nach Erlösung gesehnt, war die Aufforderung, aus dem Keller zu kommen, doch keine vertrauenerweckende. Doch nicht gehorchen, wäre Widerstand gewesen, der böse Folgen hätte haben können. Wir gingen aus dem Keller — Franzosen waren keine drin. Zitternd und bebend standen wir vor den Siegern. So gut als möglich die deutsche Sprache sprechend, baten wir um Schonung und um unser Leben. Ein junger Krieger in grünem Kleide sagte: „Ach, da sind ja Deutsche! Sind Sie wirklich Deutsche?“ — „Deutsch-Elsäßer!“ war meine Antwort. — Der Soldat schaute uns an, that einen Schritt zurück und verließ uns. — Ein junger Pole, der dabei stand, sagte tröstend: „Nicht weinen, liebe Leute, nicht weinen! Sehen Sie, ich bin ja auch ein Mußpreuße, und heut habe ich mitgefochten, als hätte es mein liebes, altes Polen gegolten. Das macht sich alles mit der Zeit.“ — Nun standen wir da — besiegt, beschämt, erbittert und doch so ohnmächtig! Nicht lange standen wir so, da ging der Kampf von neuem los. In allen Höfen wütete das Schießen — man konnte nicht schnell genug ins Haus kommen — aber auch da drohte Gefahr, denn die Kugeln fuhren zum Entsetzen aller durch Thüren und Fenster. An den Wänden sich festklammern schien das Beste. Gottlob! der Kampf dauerte nicht lang, die

Franzosen riefen „Pardon!“ und streckten die Gewehre. Wir gingen wieder in den Hof zurück. Vom Holzschuppen herab rief auch einer Pardon — er langte seine Flinte herunter und sprang selbst nach. Den Mann habe ich schon gesehen! — das ist der Soldat, der aus unserm Keller ausgewiesen wurde! Zum Tode matt, ging er nicht wieder in den Kampf zurück; auf dem Schuppen suchte er ein Versteck und gab sich nachher gefangen. Ein deutscher Soldat führte ihn ab — er wurde einer Kolonne Gefangener angereiht und fort ging's, das Dorf hinab, gegen Wörth zu.

Herzzerreißende Scenen nahmen nun ihren Lauf. Sofort gingen die Sieger auf die Häuser, Scheunen und Stallungen los, das Vieh, Heu und Stroh fortnehmend. — Da kommt auch einer mit der Kuh unserer Hausleute; die Frau stürzte sich dem Soldaten entgegen; sie fiel auf die Kniee nieder, hob die gefalteten Hände zu ihm empor und flehte um Erbarmen. „Denn,“ sagte sie, „was soll ich meinen Kindern geben, wenn Ihr mir die Kuh wegnehmt?“ Der Soldat war menschlich; er hatte vielleicht selbst Kinder daheim; er fragte: „Wie viel Kinder habt Ihr?“ — „Fünf, mein lieber Herr!“ — „Fünf, und nur diese Kuh! Na, so führt sie wieder in den Stall — aber dafür geht mit und zeigt mir, wo der Bürgermeister wohnt — der soll mir sagen, wo ich ein anderes Tier zum Schlachten haben kann. — So! schnell — geschwind! — es geschieht Euch kein

Leid!“ — Der Soldat nahm die Frau an der Hand, und fort im Galopp ging's mit ihr durchs Gedränge. Bei dem Bürgermeister angekommen, ließ der Soldat die Frau wieder zurückkehren. Ein Leid ist ihr nicht geschehen.

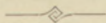
An dem Treppengeländer des Hauses, in dem wir wohnten, war ein schönes, graues Pferd angebunden, auf drei Beinen stehend, das vierte war ihm durchschossen; ein französischer Sanitätswagen stand dabei. Die Kugel eines Deutschen streckte das Pferd nieder; es fiel mit dem Kopf auf die Treppe und verblutete.

Es ist hier unten so schauerlich, wir gehen hinauf ins Zimmer. Du Herr des Lebens — wie sieht es da aus! Keine ganze Scheibe mehr in den Fenstern! — Wir machten das Fenster auf — und jetzt erst sahen wir die Zerstörung des Krieges genauer! Waren bereits zehn Stunden der schrecklichsten Qualen unten im Keller genug, um den Wert des Lebens nicht mehr sehr hoch zu schätzen, so reichte vollends das Schauspiel hier oben hin, um im Schmerze zu verstummen. Waren wir drunten vom Angüßfieber gepeitscht, wie unter Folterqualen langsam gestorben, sollten oben die Folgen einer grausigen Schlacht uns erst recht klar vor die Augen geführt werden. Vom Fenster aus hatten wir einen Einblick in das schreckliche Ganze, in Brand, Blut, Tod, auf verkrüppelte Krieger und ganze Scharen von Franzosen, mit der Schmach der Gefangenschaft bedeckt! Ein

Bild, in dem alles Schreckliche vereint ist, — ein Bild, welches jeder Beschreibung spottet. O, wie bald ist doch alles so ganz anders geworden! Neben dem Lazaret steht ein Haus in Flammen. Im Schulhaus selbst, wo das Lazaret eingerichtet war, wird ein brennendes Bett, in welches ein Zündstoff gefahren, herunter geworfen; weiter hat er keinen Schaden verursacht. — Und — wahrhaftig — o barmherziger Gott, dort drüben steht gar die Kirche in Flammen!! — Und dieses Wallen und Wogen von Menschen! Die Erde trägt sie kaum! Diese freudestrahlenden Angesichter der Deutschen, und diese traurigen, niedergeschlagenen, gebeugten Gestalten der Franzosen! Dazu der schrecklichste Anblick — die Verwundeten und Sterbenden! — Vor dem Lazaret, auf der Erde hingestreckt, liegt ein sterbender Soldat; neben ihm kniet ein Priester — er hält das Ohr an des Sterbenden Mund — dann segnet er ihn ein, zum letzten Gang in die Ewigkeit. Er geht zu einem anderen Sterbenden und thut dasselbe. — Dazwischen reicht dort ein deutscher Offizier unter fröhlichem Lachen einem anderen die Hand: „Schau da! lebst auch noch? — Die Franzosen sind über die Berge wie alle Teufel!“

Plötzlich pflanzten sich die Soldaten hüben und drüben an der Straße auf — ein mächtiges Hurra erscholl — der Kronprinz kommt — der Kronprinz! — und das Hurra wird mächtiger und mächtiger. Ja, da kommen Reiter — eine unabsehbare Menge, der Kron-

prinz rechts und ein mit einer Guirlande bekränzter General links. „Hurra, hurra, hoch!“ — Und das Hurrarufen tönt schauerlich in unseren erbitterten, verwundeten Herzen nach. Ja, ruft nur hurra, ihr graufigen Helden — ihr habt gut rufen! Euer Freudengeschrei übertönt unseren Jammer! Und wie strahlt ihr vor Freude, ihr fremden Sieger, über unserem Weh! — Im Triumph zieht ihr vorüber — neben euch her das Sterben und das Elend — und ihr achtet es nicht und seht es nicht! — So und ähnlich waren damals unsere Empfindungen. Unendlich war der reitende Zug. Da standen Soldaten mit Tragbahren auf den Schultern — die verstümmelten Kameraden sollten ins Lazaret getragen werden, aber man konnte nicht über die Straße, und doch stöhnte und jammerte der eine unaufhörlich! Da kam einer auf Händen und Füßen gekrochen — der Nachbar nahm ihn auf den Rücken — aber an ein Durchkommen war nicht zu denken. Die mit den Tragbahren riefen und winkten — aber da war weder Stimme noch Antwort. Ein kommandirender Herr donnerte von seinem Pferde herab: „Niedergestellt — hinaus ins Feld — dem Feinde nach ist vor allem notwendig.“ — Die Verstümmelten wurden niedergestellt — über die Straße konnten sie erst durchgebracht werden, als den Reitern die Fußtruppen nachfolgten.



11. Sieben Uhr abends.

Den Vater zog es mächtig ins Pfarrhaus, er mußte Gewißheit haben, ob alle noch lebten. Es wird Abend — der Vater bleibt so lang, uns wird so unheimlich zu Mute — es wird ihm doch dort draußen kein Unglück geschehen sein! Eine unnennbare Angst erfaßte mich, ich muß selbst ins Pfarrhaus. Ich ging, über die Treppe konnte ich nicht hinunter, da lag ja das tote Pferd in seinem Blute. Ich nahm also meinen Weg durch ein Hinterpförtchen und wollte durch den Schuppen, aber welch graufige Scene erwartete mich da! Da lag ein Turko, der wohl bei dem letzten Treffen den tödlichen Schuß erhalten hatte, und schrie in gebrochenem Französisch: „Habt Erbarmen mit mir und tötet mich vollends — ich kann keine Stunde mehr länger leben — tötet mich — tötet mich — laßt mich nicht länger so liegen!“ — Der Turko war in den Unterleib geschossen — was sollte ich anfangen — ich konnte den Ärmsten nicht töten und ihm auch sonst keine Hilfe leisten; im Lazaret mußte er Hilfe oder den baldigen Tod finden. Er wurde hinüber geschafft — ob er dort gestorben, konnte bei der Menge von Toten und Sterbenden nicht ermittelt werden.

Ich ging nun durch den Hof und an dem Keller vorüber, in welchem wir zuerst Zuflucht gesucht; als ich vorbei wollte, kam ein Soldat mit einem Topf in der

Hand die Kellertreppe herauf (er hatte nämlich von dem Sumpfwasser aus dem Keller geschöpft) und sagte: „Frauchen! schmecken Sie dieses Wasser hier!“ (Die Soldaten fürchteten allenthalben Vergiftung.) — „Dieses Wasser soll ich schmecken? nein, das schmeck ich nicht!“ — „Und warum nicht?“ — „Weil ich nicht mag!“ — und der Soldat ließ mich unbehelligt.

Ich ging weiter bis an die Straße — ich wollte ja ins Pfarrhaus, aber wo durchkommen? — Immer noch zogen die Fußtruppen in zwei Reihen durch die Straße, und daneben lagen die Verwundeten, Toten, Sterbenden, und wo noch ein leeres Plätzchen war, da hatten die müden fremden Krieger zur Ruhe sich niedergelegt. — So stand ich lange Zeit in der Hoffnung: bald, bald werden die letzten kommen, dann kann ich gehen. Aber endlos waren die Truppen — sie schauten gutmütig drein und da faßte ich mir ein Herz — trat in die Reihe und ging im Schritt wie die Soldaten — bis vors Pfarrhaus; dort schritt ich wieder eben so flink heraus. — Keiner der Soldaten hatte sich um mich gekümmert — keiner mir ein ungebührliches Wort gesagt.

Im Pfarrhaus traf ich einen Greuel der Verwüstung. Da war nichts mehr ganz — alle Schubfächer heraus und durcheinander geworfen! Auf dem Boden im Zimmer saß ein Soldat, er hatte gute, schöne Tischservietten in den Händen und um sich herum liegen und war mit der Schere fleißig dahinter, sich Fußlappen

anzufertigen. Ich jammerte und klagte um die schönen Servietten und fragte, ob gebrauchte Leinwand es nicht auch thun würde. Der Soldat sagte: „Ja, wenn Sie mir gebrauchte Leinwand geben wollen, bin ich's zufrieden — aber Fußlappen muß ich haben, das steht fest.“ Ich wollte nach gebrauchter Leinwand suchen — ich lief auf und ab — herüber und hinüber — aber überall trat mir dieselbe Verwüstung, dieselbe Ummwälzung entgegen; ich konnte nichts anderes verschaffen, ich sah ein, daß es ein albernes Vornehmen sei, dem Greuel des Krieges entgegentreten zu wollen; ich sah ein, daß man im Kriege zufrieden sein müsse, wenn Tischservietten auch als Fußlappen verwendet werden. — Jetzt kommt ein Offizier: „Herr Pfarrer, ich muß Honig haben, und den müssen Sie mir verschaffen.“ Der arme Pfarrer zog seinen Hut und sagte: „Mein Herr, ich habe Honig gehabt — sie haben denselben allen genommen; wenn Sie nun Honig haben müssen, so müssen Sie selbst sehen, wo Sie ihn hernehmen, ich kann Ihnen keinen mehr verschaffen!“ Der Offizier beruhigte sich und ging weiter. — Erst jetzt konnte ich fragen, ob noch alle leben. „Wir leben alle — aber unter welchen Umständen, das siehst du selbst. Vom Vater weiß ich, daß auch ihr durchgekommen.“ — „Wo ist aber deine Frau und die Kinder?“ — „Im Schlafzimmer wahrscheinlich, komm, wir wollen nachsehen!“ — Wir gingen hinauf — die Kinder saßen und lagen herum auf Bettwerk. Aus

einem Waschbecken, das unter dem Bett versteckt war, reichte die Pfarrfrau ihren Kindern Milch. Sie erzählte: „Die Kinder schrieen vor Hunger, aber nirgends, nirgends war etwas zu essen. Da fiel der Magd ein, die Kühe zu melken. Zwar hatten die Tiere den ganzen langen Tag keine Nahrung bekommen, aber doch war der Versuch nicht umsonst. Sie gewann so viel Milch, daß die Kinder gesättigt werden konnten und noch etwas übrig blieb. Die Kinder tranken und schliefen ein, so selig, als wäre nichts vorgefallen.“ — „Trinke auch ein Täßchen, der Vater auch, nimm der Mutter auch eins mit. — Alles Geschirr ist fort — nun, im Kriege schmeckt's auch gut aus dem Waschbecken!“ — Die Pfarrfamilie ihrem Geschick überlassend, gingen wir, der Vater und ich, wieder heim; denn mit dem besten Willen war auf keine Weise etwas zu helfen.

Es ist Nacht! — Lichterloh schlug die Flamme der brennenden Kirche gen Himmel und beleuchtete die im Tode erstarrten Leichen und die Anzahl der schmerzverzerrten Gesichter der Verwundeten, die der Verzweiflung und dem Verschmachten nahe waren, denn noch konnte ihnen keine Hilfe werden, ob auch das Wundfieber die Ärmsten verzehrte. — O Krieg, o Krieg, ich wußte zwar schon, daß du ein grausamer Potentat bist; denn als ich bei der Retirade von Weißenburg einem Turko, dem die Hand durchschossen war, den ersten Notverband anlegte, kamst du mir schon entsetzlich vor —

aber was hast du nun in so kurzer Zeit angerichtet! Deine Füße sind ehern, sie zermalmen, was dir in den Weg kommt! Dein wahrer Name heißt — Vernichtung!

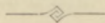


12. Eine lange, bange Nacht.

Aengstlich harrten die Mutter und die Frau, die ich gebeten, bei der Mutter während meiner Abwesenheit zu bleiben, auf unsere Rückkehr vom Pfarrhaus. — „Gottlob! daß alle noch leben,“ war auch ihr erstes Wort. — „Bin froh, daß ihr da seid — es ist doch gar zu unheimlich! Das Zischen und Raspeln der Sägen, da drüben im Lazaret — es tönt so schauerlich in die Nacht hinein, und das Bitten, Stöhnen und Schreien der armen Soldaten — ach, mein Gott, erbarme dich und nimm sie alle in deine helfenden Hände!“ — Jawohl! Es war schauerlich! Hätten wir nur ein Licht — kein Licht ist mehr da — alles, alles fort! — Was wollen wir beginnen — zum Schlafen war kein Bedürfnis. Ein brennender Durst stellte sich ein. In fieberhafter Wallung jagte das Blut durch die Adern und hämmerte in den Schläfen. — So lange ohne Speise und Trank (außer dem Schälchen Milch) — so viel gelitten — so viel erlebt und nirgends eine Erfrischung — nirgends ein Labfal, das uns

Rühlung brächte — was wird in dieser Nacht aus uns werden? — Vater und Mutter legten sich nieder — an Schlaf war nicht zu denken. Ich legte mich nicht — ich konnte nicht. Die Nacht war mild, ich blieb am offenen Fenster — ich konnte mich nicht trennen von all dem, was draußen vorging; es war mir, als müßte ich alles teilen, alles, was an Unglück vorhanden war, alle Schmerzen, die noch nicht gestillt. — Ein großartiges Schauspiel gewährte die brennende Kirche; der Turm glich durch seine Abstufungen einem schönen, mit Lichtern geschmückten Tannenbaum — eine große Brandfackel, stellte er uns ein graufig schönes Schauspiel vor die Augen! Und unter meinem Fenster die müden Sieger in friedlichem Schlummer! — Und wie muß es erst draußen auf offenem Schlachtfelde aussehen! Das hören wir an dem Stöhnen und den dumpfen Angstrufen der Verschmachtenden, die durch die tiefe Nacht zu uns herüberdringen! — Ab und zu ging ich zu den Eltern — ich fand sie niemals schlafend; jedesmal mußte ich berichten, wie weit die Kirche abgebrannt. — Unser Durst steigerte sich — wir konnten nicht mehr! Ich ging hinunter zu den Hausleuten — außer den Kindern waren auch die nicht im Bett. Ich fragte den Hausherrn, ob er mir keine Stelle im Feld angeben könne, wo ich Wasser finden würde; gerne wolle ich ihn belohnen, wenn er mich begleiten wolle. Der Mann sagte: „Ich war schon fort, ich habe in dem und dem Graben Wasser

geholt, ich kann Ihnen etwas davon geben.“ Er gab mir von dem Wasser; ohne zu trinken, nahm ich es mit hinauf, es schien mir nicht geheuer mit diesem Wasser. Oben, beim Flammenschein der brennenden Gebäude, untersuchte ich das Wasser noch einmal; ich konnte mich nicht entschließen, davon zu trinken. Wir ertrugen lieber den entsetzlichen Durst. Ich ging wieder an das offene Fenster und horchte und schaute hinaus in die Verwüstungen des Krieges, die in tiefer Nacht noch schrecklicher erschienen. Es ist bereits 1 Uhr morgens. — Der Durst war nicht mehr so heftig, aber dafür stellte sich eine große Schwäche und Müdigkeit in allen Gliedern ein. Mich niederzulegen konnte ich mich nicht entschließen, bevor der Kirchturm abgebrannt war. — Endlich zwischen ein und zwei Uhr erfolgte der Sturz unter weit dröhnendem Getrach; die Funken, Asche und Rauch flogen bis zu mir herüber. — Meine Kraft war zu Ende; ohne mich zu entkleiden, legte ich mich auf's Bett nieder — aber kein Schlaf trat wohlthätig in meine Augen, und so stand ich, sobald es Tag geworden, auch wieder auf. Mein Erstes, was ich that, war, daß ich das Wasser noch einmal untersuchte — und wie dankte ich meinem Gott, nicht davon getrunken zu haben! — Das Wasser, auf welchem kleine Tierchen sich bewegten, hatte einen grünlichen, schmutzigen Schimmer. — Ich dankte Gott auch für die Bewahrung in diesem Stück.



13. Weitere Kriegserlebnisse.

Kaum war es Tag geworden, begann wieder der Marsch der durchreitenden und abziehenden Soldaten. Wo kommen die Menschen nur alle her — ist's denn möglich, daß die Erde so viele tragen und ernähren kann! Und dazu sind wir und die vielen andern auch noch da! — Und wo die hinkommen und wie weit sie kommen, überall wird ihnen die Verheerung auf dem Fuße folgen wie hier auch — denn alle machen so siegesgewisse Gesichter, als wäre es anders gar nicht denkbar! Sie ziehen an den Verwundeten vorüber und sehen sie nicht! Auch die Toten sehen sie nicht vor lauter Stolz und Ruhm! O, diese Deutschen! Ich glaube, das sind andre Menschen als wir; ich glaube, die haben gar kein Herz oder eins von Stahl und Eisen, denn kein Mitleid, keine Teilnahme spricht aus ihren Zügen — nur Freude und Triumph! Aber wehe euch, wenn das Blatt sich wendet!

Es wurde ein drückend heißer Tag; was werden uns das viele Blut, die toten Menschen und Tiere bringen? Drüben das Lazaret, daneben in einem Garten ein Haufe blutiger Kleider und Wäsche wie ein großer, aufgestapelter Heuhaufen, der immer größer und größer wird, dazu in allen Scheunen, Höfen und auf der Straße — alles, alles mit Verwesung bedeckt! Allein um unsre Wohnung herum lagen 7 tote Pferde, die

hoch und dick von der Hitze aufgetrieben waren; der Schaum quoll aus Mund und Nase. Die Pest, die Pest ist unvermeidlich, so meinten alle, so meinten auch die Deutschen, die immer noch kamen und Nahrung suchten. „Es ist schwer hergegangen, ihr armen Leute, das Schwerste wird noch kommen bei solcher Hitze, die Pest, — geht von hier weg eine Zeitlang.“ Die Deutschen — sie haben doch kein stählernes Herz. — Jetzt kommen wieder zwei, die etwas zu essen suchen: „Ihr habt's versteckt!“ — Der Offizier stieß mit dem Säbel die Ofenthüre auf — „Ihr habt's versteckt!“ Doch im Ofen war nichts zu finden. — Jetzt kommt ein Offizier mit 4 Mann: „He, Leute! habt ihr noch etwas für meine Mannschaften, sie haben Hunger!“ — „Leider, nein!“ — „Ihr habt's versteckt!“ — Er ging mit den Soldaten in alle Zimmer, alles wurde herum und durcheinander geworfen; jetzt ging's in die Küche, von der Küche auf den Speicher; der Offizier blieb unten, er wiederholte den Satz: „Ihr habt's versteckt!“ Betreffs des Speichers hatten wir kein ganz gutes Gewissen, im Holz war wirklich noch etwas verborgen, auch gruben und stachen die Soldaten mit ihren Säbeln schon im Holz herum. Als der Offizier sagte: „Ihr habt's versteckt“ — und ich die Soldaten hantieren hörte, erwiderte ich schnell: „Wenn Sie was finden, gehört's Ihnen!“ Wie albern von mir, als hätte sich das nicht von selbst verstanden! Man fürchtete eben noch immer um sein Leben. Meine arme Mutter

war so erschrocken, daß die Kniee ihr versagten — ich winkte ihr Mut zu — überdem rief der Offizier die Treppe hinauf: „Na, so kommt!“ Sie kamen, sie hatten nichts gefunden. Was droben war, hätte ihnen auch nicht viel helfen können: etwas Reis und ein bißchen Kaffee. Als wir es versteckten, meinten wir, wenn am Abend alles vorüber wäre, wollten wir uns etwas Warmes machen — aber, o Gott, wer hatte zuvor eine Ahnung von einer Schlacht und dem Greuel der Verwüstung! — Warum die Letzten so hartnäckig waren, erfuhr ich, als ich die Treppe hinunter wollte. Man erzählte mir, ein Bauer aus der Nachbarschaft habe, um die Soldaten los zu werden, gesagt: „Wir haben nichts mehr — aber kommt mit, ich weiß jemand — die haben noch Sachen genug,“ und er brachte sie zu uns. Wir hatten genau so viel wie die hungrigen Soldaten — es waren auch die Letzten, die gekommen.

Was macht wohl die franke Nachbarin? Seit gestern, als wir im Keller in der Bütte beisammen saßen, habe ich sie nicht mehr gesehen. Ich wollte hinüber; auf der obersten Stufe der Treppe saß ein französischer Offizier mit dem roten Kreuze am Arm und hielt den Kopf auf die Hände gestützt. Ich trat zu ihm hin und fragte ihn, ob er krank wäre. Er antwortete: „Ich bin Gefangener und dabei im Lazaret behilflich und bin selber krank.“ Der Mann schien unendlich traurig, er fragte, ob ich ihm nicht ein Glas Wasser

geben könnte. „Ich habe etwas Wasser, kann und mag es aber selbst nicht trinken — will's aber holen, damit Sie sich überzeugen können.“ Ich holte das Wasser, schenkte ein Glas voll und sagte: „Sehen Sie her — das Wasser ist ungesund, trinken Sie es nicht,“ er aber erwiderte: „Bitte, geben Sie mir das Glas — da alles so kam, wie es gekommen ist, ist es einerlei, ob ich das Wasser trinke oder nicht.“ Er trank und dankte. — Ich ging ins Nachbarhaus; kaum war ich drinne, so kam ein Offizier mit einem Soldaten und sagte: „Bauer, habt Ihr ein Paar Stiefel für meinen Soldaten, der in den feinen nicht mehr laufen kann!“ Der Bauer wollte etwas erwidern, da sagte der Offizier: „Da stehen ja welche“, langte hinter den Ofen, holte ein Paar heraus und schrieb einen Requisitionschein, warf den Bleistift auf den Boden — hob ihn aber im selben Augenblick wieder auf mit den Worten: „Ja so, der ist ja mein“ . . . und fort waren die Stiefel. — Das waren Kriegserlebnisse, wie wir sie von Stufe zu Stufe durchmachten.

Ich ging wieder heim zur Mutter und wieder ans offene Fenster; der Vater war längst wieder im Pfarrhaus. — Der Durchmarsch hatte für jetzt aufgehört; aber dort unten kommt ein Wagen, der hält bei jedem Haus. Es werden die Toten fortgeführt. Die Männer, die dabei sind, gehen in die Höfe und Scheunen, und wenn sie kommen, tragen sie die Toten auf ihren Schultern

und lassen sie hinabgleiten in den Wagen und fort geht's vor ein anderes Haus. Jetzt sind sie auch hier, und jetzt ist der Wagen unten voll. Nun werden die Toten schichtenweise gelegt, so wie in der Ernte die Garben Schichte auf Schichte gelegt werden. Jetzt sind's schon zwei Schichten über den Leitern, und noch sind lange nicht alle droben. Nun ging's wieder weiter — aber die Leichname rutschten, dem einen hing der Kopf, dem andern ein Arm, dem dritten ein Bein zum Wagen heraus. Es mußte Halt gemacht werden; ein Mann stieg hinauf, sein Weg ging über die erstarrten Körper — er zog und schob die Toten wieder zurecht. Die Männer, die alle gestorben waren in der Fülle und Blüte der Jahre, mit vollem, gesunden Leib — es war, als käme während des Fahrens wieder Leben in sie. „Mutter, das ist das Schrecklichste, was wir bis jetzt gesehen!“ — Und wo sind wohl die Toten hingefahren worden? — Ein Massengrab, wie deren Fröschweiler mehrere aufzuweisen hat, hat sie alle aufgenommen. — O Krieg, du bist ein harter Potentat, ich wünsche niemanden deine Bekanntschaft!

14. Unsere Emigrantenreise.

Die Pest! Ja es sieht ganz so aus, als könnte und müßte diese schwere Heimsuchung auch noch über uns kommen. Wäre nur die Straße frei, wir gingen ins Pfarrhaus, um zu fragen, was wir thun sollen. Aber schon wieder sperrt eine Legion Reiter den Weg und nach ihnen werden auch wieder Fußtruppen kommen. Wir wollen's versuchen; die toten Krieger sind weg, auch die toten Pferde, wir halten uns neben der Straße, vielleicht geht's. Und es ist gegangen, wenn auch langsam. Von ferne schon sahen wir den Pfarrer bei den Verwundeten in seinen Amtspflichten thätig. Jetzt geht er durch das Thor in seinen Hof, über seinem Amtskleide hing eine Feldflasche. Wir gingen auch in den Hof; da lag eine lange Reihe Jammergestalten auf Stroh gebettet, mancher unter ihnen den nahen Tod in den hohlen, gebrochenen Augen! und ach! wie lagen sie da, still und ergeben, ein buntes Bild von Weißen, Schwarzen und Gelben, von Deutschen und Franzosen. Als die Ärmsten den Pfarrer mit der Feldflasche sahen, hauchte jeder das Wörtlein: „Wasser!“ „De l'eau!“ — Der Pfarrer sagte: „Wasser habe ich nicht — aber was ich habe, will ich mit euch teilen. Soeben empfing ich von einer hohen Persönlichkeit diese Flasche, Gott segne sie, es ist die Frau Gräfin von

Dürkheim — ohne ihre Güte könnte ich nichts mittheilen. Auch diesen Becher gab sie mir!“ Er schenkte den Becher voll und reichte ihn dem ersten Krieger, dieser nippte ein wenig und reichte denselben seinen Kameraden und so ging's weiter; es war rührend zu sehen, wie jeder Sorge trug, daß sein Nachbar auch ein Tröpflein haben sollte. Jetzt gelangte der Becher in die Hände eines Muhammedaners, eines treuen Sohnes seines Propheten. Zitternd und gierig wollte er denselben an die Lippen führen — aber hat er's gesehen oder hat er's gerochen, daß der Becher Wein enthielt? Er schaute gen Himmel, seine Lippen bewegten sich, und ohne zu trinken, reichte er den Becher seinem Nachbar. Er wollte keinen Wein, er wollte nach dem Gesetze seinem Allah treu bleiben, treu bis in den Tod. Am selben Tage noch soll der Brave gestorben sein.

Von der Scheune her erscholl lautes Schreien und Stöhnen. Hier lagen auch wieder, wer weiß wie viele; ein Turko lag auf dem Gesicht, er konnte sich nicht bewegen und schrie zum Erbarmen. — Es war Sonntag Nachmittag; noch hatte kein Arzt die Armen besorgen, ja nicht einmal den allernotwendigsten Verband anlegen können. Der Jammer in der Scheune war geradezu herzerreißend. Da lagen die großen, starken Männer — was vermögen meine schwachen Frauenhände, um hier helfend und lindernd einzugreifen? Hier muß männliche und ärztliche Hilfe verschafft werden! Herr Pfarrer

H. (dazumal im Jägerthal) übernahm die Sorge für die Verwundeten in der Scheune.

Endlich fanden wir den Vater und konnten auch mit dem Pfarrer sprechen. — „Bitte, Mutter, geht fort, bis morgen haben wir vielleicht die Pest, geht in Gottes Namen. Der Vater möge euch begleiten — aber folget und geht. Meine Frau und Kinder müssen auch fort, und wenn ich dann kann, komme ich nach. Lebt wohl, Gott behüte euch!“ — Wir gingen wieder heim und machten uns reisefertig. Aber wie weit werden wir kommen, matt und elend wie wir sind! Am liebsten blieben wir da! Schlotternd und langsam wankten wir fort. Wohin? Nach Oberbronn, dachten wir, dort haben wir Freunde! Es war eine entsetzliche Hitze. Wieder ging unser Weg neben den Soldaten her; wir gingen unbehelligt, niemand kümmerte sich um uns. Jedes trug sein Bündelchen oder Körbchen — ein kleiner, trauriger Emigrantenzug. Als wir so neben den Soldaten hergingen, sagte einer zu seinem Kameraden: „Du! heut ist's Sonntag!“ — „Was, heute ist's Sonntag? Das wußte ich nicht!“ erwiderte der andere. Auf unserm Wege gewahrten wir erst, welche Verheerungen die Schlacht auch außer dem Dorfe angerichtet. Die Straße war aufgewühlt, alle Gartenzäune umgerissen und vernichtet, die Bäume zerschossen, die Felder verwüstet und zu Straßen gemacht, sogar der Wald war verheert und verwüstet. Und wie lagen sie da, die

armen, von feindlicher Kugel Gefallenen, hüben und drüben an der Straße und im Walde! Da liegt wieder einer am Waldessaume, im Tode erstarrt, die Hälfte des Daumens an einer Hand ist ihm wie mit einem Messer weggeschnitten; nun liegt er so friedlich, so ruhig da, als wollte er sagen: „Es ist gut so wie es ist — ich bin fürs Vaterland gestorben!“ Du mußt noch warten, du tapferer Streiter, es sind deiner gefallenen Kameraden gar viele — du mußt noch warten, bis die kühle Erde dich aufnehmen und vor den heißen Sonnenstrahlen dich beschützen kann!

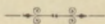
Und im großen Wald — ach, wie sah es da aus! Da lagen — man hätte ganze Wagen voll laden können — zerfetzte Papiere, Bücher und eine Masse zertrümmerter Gegenstände, wie sie dem Heere nachgeführt werden. Da lagen schöne, lange Teppiche von afrikanischen Schafen und Ziegen, eine wahre Pracht. — Der durch die vielen Pferde und Menschen aufgewirbelte Straßenstaub war bereits unerträglich; wir bogen ab und gingen durch den Wald — zwar nicht ohne einiges Bangen. Doch wir hatten recht gethan — hier im Walde, wie war es so still, so ruhig; war auch die Luft von Pulvergeruch geschwängert, so war sie doch erquickend. Kein lebendes Wesen begegnete uns, dagegen trafen wir durch den ganzen Wald die Spuren der flüchtigen Franzosen und die bei der Verfolgung Gefallenen. Allüberall weggeworfene Gewehre, Tornister, alle aufgerissen, durchwühlt, der In-

halt herausgezerrt; offenbar wurde nur Geld gesucht, denn alles andere lag daneben. — Ach, und wie liegt da wieder einer, so allein, so entfernt von allen andern! Werden sie diesen Einsamen wohl auch finden und begraben, noch ehe sein Leib zerfällt? Schon ist's fast nicht zum Ansehen, wie die Fliegen des Verstorbenen Angesicht bedecken! — O, wo du auch hingehörst, welches Eckchen in Frankreichs Gefilden auch deine Heimat war, wenn deine Mutter das sehen könnte! Gut, daß sie es nicht sieht . . . es hätte nur ihren Jammer mehrern helfen!

Die Strecke durch den Wald war zurückgelegt, wir standen in einem üppigen Wiesenthal, durch welches ein Wasser floß. An dem Wasser entlang lagerte eine Masse deutscher Krieger, die ihre Pferde schwemmen. Auch uns überkam eine Sehnsucht nach dem Wasser, so daß wir kaum widerstehen konnten; namentlich meine arme Mutter litt unsagbaren Durst, und nur mit Mühe konnten wir sie von dem verunreinigten Wasser zurückhalten. Die Aussicht, bald nach Niederbronn zu kommen, half auch mit, den quälenden Durst zu überwinden. Vor dem ersten Hause saß ein Mann auf der Bank. Wir fragten, ob wir bei ihm Platz nehmen und uns ausruhen dürften. Auch fragten wir, ob wir frisches Wasser haben könnten. Der gute Mann war sehr bereitwillig, er ging fort mit einem Krug und brachte uns gutes, köstliches Wasser. O, wie

gut ist das! O, wie schmeckte dieses lang entbehrte Labfal!

Es ging gegen Abend; als wir uns ausgeruht und satt getrunken hatten, nahmen wir Abschied.



15. Als Spione arretiert.

Wir setzten unseren Weg fort nach Oberbronn. Langsam und mühselig ging's den Berg hinan. Oben angekommen, sahen wir auf der Hochebene auch wieder viele Soldaten, die im Felde lagerten. Als wir so daher kamen — nichts Böses ahnend — kam ein Feldwebel herüber auf die Straße und trat auf uns zu mit der strengen Frage: „Wo wollen's hin?“ — „Nach Oberbronn!“ — „Wo kommen's her?“ — „Von Fröschweiler!“ — „Wer seid ihr?“ — Der Vater, welcher die Fragen beantwortete, hatte zur Vorsicht das rote Kreuz an den Arm gebunden, welches als Ausweis dienen sollte. Aber der Feldwebel wollte ihm nichts glauben und schrie: „Ihr seid Spione! Franzosenhunde seid ihr, so kann mir jeder Bube kommen! Zurück nach Niederbronn, oder ich lasse euch in Stücke hauen!“ Wir bateten und flehten, wir wären keine Spione, wir seien aus Not von Fröschweiler weggegangen u. s. w. Aber

der Feldwebel blieb unerbittlich. Zum Tode erschrocken konnten wir nicht gleich weitergehen. Wir setzten uns auf einen Steinhaufen, und nie in meinem Leben sah ich meinen armen Vater so bitterlich weinen, als damals. „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten!“ (Psalm 137). So muß ich denken, so oft mir jene Begebenheit in den Sinn kommt. Der Feldwebel blieb bei uns stehen, doch er kümmerte sich nicht um die uns angethane Schmach — nicht um unseren Schmerz. Finstere Gewitterwolken zogen sich am Himmel zusammen, Blitze zuckten am Abendhimmel, wir mußten, so schnell es gehen mochte, nach Niederbronn zurückkehren. O dieser harte, entsetzliche Mensch! So dachten wir damals — „Spione, Franzosenhunde, Bube!“ — Und doch waren Vater und Mutter ehrsame Leute, die ihre Kinder in der Furcht Gottes erzogen, sie frühe schon Wahrheit, Aufrichtigkeit und Nächstenliebe gelehrt! — Heute nach 25 Jahren, wenn der Mann, der uns damals so grausam behandelt hat, noch lebt und meine Zeilen ihm vor die Augen kämen, müßte er sagen: „Es ist wahr — und heute thut es mir leid, damals so hart gewesen zu sein.“ — Noch hatten wir Niederbronn nicht erreicht, da erhob sich ein Sturm, und ein schweres Gewitter mit Blitz und Donner ging nieder. Als wir angekommen, gingen wir in eine Wirtshaus und baten um Nachtherberge; das ganze Haus aber war von deutschen Soldaten in Anspruch genommen; wenn wir auf

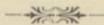
dem Speicher übernachten wollten, hieß es, könnten wir bleiben, im anderen Falle nicht. Der Wind pfliff, der Regen floß in Strömen, auf einem Speicher übernachten, nein, das geht nicht. Wir gingen in eine zweite Wirtſchaft, da war's genau ſo wie in der erſten. In dunkler Regennacht ſtanden wir wieder auf der Straße — und wo ſtanden wir? Vor einem Badehotel; da ging niemand aus und ein, da waren alle Fenſterladen geſchloſſen, da waren keine Preußen drin — wie kommt das? Ich ſagte zu den Eltern: „Hier gehen wir hinein — hier muß man uns behalten, man mag wollen oder nicht.“ Wir gingen die Treppe hinauf, ich drückte auf die Thürklinke, ſie ging auf; eine ältere Frau kam auf uns zu und fragte in barſchem Tone: „Was wollt ihr?“ Wir erzählten, wie's in Fröſchweiler ausſah, und wie wir nicht mehr hätten bleiben können. Die Frau meinte: „Das iſt nicht wahr — in Fröſchweiler iſt kein Ziegel von einem Dache verkehrt. Und ihr meint, daß wir euch über Nacht behalten? Nein, nein, das geſchieht nicht, macht daß ihr fortkommt! Ich will durch euch keine Preußen ins Haus ziehen!“ Als ich die Unart und die Hartherzigkeit der Frau ſah und hörte und merkte, wo der Haß im Pfeffer lag, trat ich vor und ſagte: „Sofort wüſchen wir ein Zimmer mit Betten, im anderen Falle hole ich Euch auf der Stelle ſo und ſo viele Preußen ins Haus, dann habt Ihr jene und uns. Ich will ſehen, ob man in der Nacht und bei

solchem Wetter mit Reisenden, die um ihr Geld Herberge verlangen, so verfahren darf!“ Der Feldwebel von der Höhe droben hatte mich Mut gelehrt. Ich dachte: Es ist Krieg! gilt's mir — gilt's dir — wenn's nur gelingt! — Die Frau schaute mich überrascht und sprachlos an; dann rief sie nach jemanden die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam eine Person herunter, zu dieser sprach die Frau: „Führe die Leute in die Zimmer Nummer so und so viel!“ — Dann befahl sie noch: „Aber weder Fenster noch Läden dürft ihr aufmachen; Licht bekommt ihr auch keins;“ sie wiederholte: „Ich will durch euch keine Preußen ins Haus gezogen haben. Auch keine Leintücher könnt ihr haben, die sind alle naß.“ — „Einerlei, ob Leintücher oder nicht, für jedes ein Bett und eine Tasse Milch mit Brot, mehr verlangen wir nicht,“ war meine Antwort. Die Person, die uns hinauf geführt, öffnete die Thüren, es waren zwei elegante Zimmer. Sie stellte das Licht in den Gang und befahl, die Thüre aufzulassen, damit wir sähen, um uns auszukleiden. Die Milch würde sie bald bringen. Wir legten uns nieder; es waren köstliche, gute Betten, die Leintücher fehlten — wir dachten, die sind wohl nicht im Nassen, die sind im Trocknen! Es ist ja Krieg — im Krieg heißt es: Rette, was zu retten ist! — Die Magd brachte Milch und Brot, sie blieb, bis wir gegessen, dann nahm sie das Licht mit. — Die nächtliche Ruhe that uns unbefchreiblich wohl. Am

nächsten Morgen zahlten wir unsere Zechen. Der Bürgermeister gab uns einen Schein und wir gingen nach Oberbronn. Von den Soldaten von gestern auf der Höhe droben war nichts mehr zu sehen — den Schein hätten wir nicht mehr gebraucht.

Im Pfarrhaus in Oberbronn wurden wir freundlich aufgenommen. Dort waren die Leute durch Einquartierungen und Lieferungen (namentlich von einer großen Zahl von Kindern) auch hart heimgesucht. Im großen Pfarrgarten war die Kuh in einer Laube untergebracht — dort sollte sie verbleiben, bis die Kinderlieferungen ein Ende hätten. Was hätte es auch gegeben, wäre die Kuh fortgeführt worden? — Es gab dort eine große Familie, einen brustkranken Sohn und ein Zimmer voll Verwundeter. Der Krieg und seine Folgen machen erfinderisch; wie könnte es auch anders sein, wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte — noch sehe ich die gute, freigebige Pfarrfrau sorgen, daß doch das Nötigste vorhanden war. In das Zimmer des kranken Sohnes kam jetzt wieder die Mutter; sie ging zu dem Bette hin und sprach leise zu dem Sohne. Dieser erhob sich — die Mutter griff tief hinab und zog einen Brotlaib von hinten zum Bette heraus. Zu uns sich wendend, sagte die Pfarrfrau: „Wenn ich dieses Mittel nicht gefunden, hätte ich kein Brot für die Verwundeten und uns, in keinem anderen Bett wäre es sicher.“

Den nämlichen Tag ging der Vater wieder nach Fröschweiler zurück, er wollte unsere Wohnung nicht allein lassen; sobald als thunlich wollte er uns wieder holen. Am Dienstag kam der Vater wieder, ein Mann begleitete ihn. Sie hatten einen Korb mit Brot und anderen Nahrungsmitteln. Der Vater erzählte, daß aus Straßburg und Umgegend ganze Wagen mit Lebensmitteln angekommen wären, und daß jede Familie so und so viel bekommen. Unsere Freude, daß Hilfe nach Fröschweiler gekommen, war groß. Auch erzählte der Vater, daß der starke Regen die Pestgefahr weggeschwemmt hätte. Andererseits war es schrecklich, wie die vielen Verwundeten, die noch in Gärten, Feldern und Waldungen lagen, vom Regen gelitten hatten. Wir wollten mit dem Vater wieder zurück nach Fröschweiler, es konnte aber nicht sein. Der Vater sprach: „Unsere Zimmer und Betten sind mit Verwundeten besetzt, Ärzte und Krankenpfleger gehen aus und ein; auch sind schon einige Amputationen darin vorgenommen worden. Alle kranken Soldaten sollen fortgeschafft werden; ist dies geschehen, werde ich euch abholen!“



16. Die Rückkehr nach Fröschweiler.

Am nächsten Sonntag kam der Vater und holte uns ab. Wir waren unsagbar froh, wieder heimwärts zu gehen, zu unsern lieben Verwandten und zu all den Leidensgefährten, mit denen wir so Unausprechliches gelitten. Nach unserm Heim, das uns durch die Zerstörungen und Umwälzungen doppelt lieb geworden, sehnte sich unser Herz. Getroster war unser Sinn und mutiger unsre Schritte auf der Heimreise. Wir wählten wieder den Weg durch den Wald; alles, was uns dort zum erstenmale begegnet, schreckte uns nicht mehr — es zog uns den alten Weg zurück.

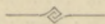
Hier im Walde, wie war's da wieder so still und einsam. Kein Laut eines Vögeleins ließ sich vernehmen — hielten sie sich auch aus Kriegsfurcht versteckt? — Die Toten waren begraben, die Erde hatte sie jetzt aufgenommen. — Schlaft wohl, ihr tapfern Krieger! schlaft wohl bis zum großen Auferstehungstage! Möge euch dann die Gnade sammeln zum ewigen Frieden — dort-hin, wo es keinen Krieg mehr gibt!

Alle andern Gegenstände, die Überbleibsel einer großen, verheerenden Schlacht, waren noch vorhanden. Zum Walde herausgekommen, fanden wir so vieles verändert — nichts war mehr wie früher. Dunstig und schwärzlich kam uns die Luft vor; die Sonne, meinten wir, habe ihren Glanz verloren, so gelb und un-

schleiert schien sie uns entgegen. Vielfach waren die Bäume zerschossen; die Wipfel sahen wie mit einem Beil abgehauen aus. Und die schönen Felder, vordem so üppig, so herrlich! — Wann, ach wann werden die letzten Spuren der grausamen Verheerung verwischt sein? Und die Gräber! Lauter Zeugen einer großen, entsetzlichen Schlacht. — Und das Dorf, die Häuser, fast alle ohne Ausnahme beschädigt, die Dächer mit Tüchern, Bretterwerk und allen möglichen Gegenständen bedeckt zum Schutz gegen Unwetter! Und die vielen Brandstätten! Die Kirche zerstört durch die Schlacht, die Krone des Dorfes abgefallen! Und erst die Menschen, die Einwohner, unsre gemeinsamen Leidensbrüder und -schwestern, wie mager, wie blaß, wie verschüchtert sahen doch alle aus! — — Es war eine harte Heimsuchung, dieser Krieg, eine schwere Gottesstrafe, die nicht nur einzelne — nein! die alle und alles getroffen. Endlich unsre eigene Wohnung mit ihren zerschossenen Fenstern! Durch das zerschmetterte Dach war der Regen in Strömen eingedrungen und hatte die Decke so erweicht, daß sie stellenweise heruntergefallen war. Dazu die getrocknete Blutlache auf dem Boden! Und wo sind denn unsre Betten? Ja, die hängen auf dem Speicher, das Blut war vorläufig etwas ausgewaschen — die Betten werden noch nicht ganz trocken sein! Ach, unsre Betten! wären wir doch lieber hier geblieben — warum hat man uns das Fortgehen auch so aufgedrungen! Aber

Klage zu erheben ist jetzt nutzlos. — Überall die Spuren des Würgengels, des großen Riesen, der alles verschlingt, dem alles wie von selbst in seinen unerfättlichen, blutdürstigen Rachen fällt; sein Name heißt Krieg. — Wie wir hören und auch sehen konnten, kamen von Deutschland schon viele Neugierige herüber, um sich das große Schlachtfeld und die Zustände im Ort anzusehen. — Als ich am folgenden Morgen aus dem Pfarrhause wieder heimging, saß in der Nähe der Kirche auf einem Holzblock ein Herr und betrachtete die Brandstätte. Als ich an ihm vorbei wollte, sagte er: „Na, Frauchen, hier ist's schlimm zugegangen! die Kirche auch abgebrannt! Ihr armen Leute!“ „Ja, sehr schlimm“, war meine Antwort, „aber waren Sie schon in einem Hause, und haben Sie sich die inneren Zustände schon angeschaut?“ „Nein, noch nicht!“ — „So kommen Sie mit und überzeugen Sie sich, es ist der Mühe wert!“ — In unsrer Wohnung angekommen, blieb der Herr in der Thüre stehen mit dem Ausruf: „Ist's möglich, bis in die Wohnungen ist der verheerende Krieg gedrungen! Ihr armen Leute, ihr seid wirklich zu bedauern — aber nur getroßt, wir machen alles wieder gut; wir bauen auch die Kirche wieder auf. — Sieht es in allen Häusern so aus?“ „Mehr oder weniger, ja, — in manchen noch schlimmer“, antwortete ich. — „Na, seien Sie den Deutschen nicht böse, wir können nichts dafür, der Krieg wurde uns aufgedrungen! Seien Sie überzeugt, wir

machen alles wieder gut.“ Er gab mir die Hand, und indem er sagte: „Adieu, kaufen Sie sich einen guten Kaffee!“ eilte er davon. In meiner Hand aber lagen einige Silbermünzen! . . . Wer mag er gewesen sein, jener mitleidige Deutsche? — Wie hatte ich es im Pfarrhause getroffen, nach der Trennung von acht Tagen! Die Kinder waren noch nicht zurück, der Pfarrer selbst und seine Frau konnten nicht fort, seine Amtspflichten und die allgemeine Wirrnis erlaubten keine Abwesenheit. Der wohlthätige Regen hatte ja auch die Pestgefahr beseitigt. Doch wie von einer schweren Krankheit wieder aufgestanden, blaß, müde und hohl sahen auch sie aus. Der Pfarrer trauerte und weinte um seine Kirche. „Die Deutschen sagen wohl, sie bauen die Kirche wieder auf — aber wann? Auch weiß man noch gar nicht, wie der schreckliche Krieg ausfallen wird. Lebensmittel haben sie versprochen, und es sind auch schon namhafte Sendungen angekommen, so daß niemand mehr Hunger zu leiden braucht. Wir wollen alles Gott befehlen, die Kirche, die Gemeinde, eine jegliche Seele und uns selbst, sowie das Ende des unseligen Krieges. Vor der Hand gilt es, die Gemeinde zu ermutigen und Vertrauen in den Gemütern zu erwecken. Halten die Deutschen Wort, so wird jedem der Schaden wieder vergütet, und wir bekommen auch wieder eine Kirche!“



17. Das Auffinden des Geldsacks.

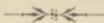
Vor allem galt es nun, sich wieder ein ordentliches Heim zu schaffen, Ordnung in das Wirrsal zu bringen, das der Krieg hinterlassen, der uns sozusagen heimatlos gemacht hatte. Bei wenig Kraft und wenig Gedanken ging aber alles nur langsam von statten. Geduld und Gemütsruhe war wie in allen Dingen auch da die beste Unterstützung. So wie nach und nach die Straßen, Höfe und Häuser wieder in bessere Zustände kamen, so ging es auch mit dem Hauswesen. Auch die fremden Krieger waren verschwunden, es war wieder Ruhe eingetreten, man konnte sich sammeln und sich wieder etwas vornehmen. Und so wollten wir auch wieder nach dem Gelde suchen, das uns inzwischen kein kleiner Sorgenstein geblieben war. — So gingen wir, der Bruder und ich, mit klopfendem Herzen, mit allerlei Werkzeug ausgerüstet, in das Waschküchlein, welches nicht abgebrannt, und dessen Thüre Tag und Nacht offen geblieben war, damit kein Argwohn sich rege. Ach wie ängstlich sah der gute Pfarrer drein, und wie seufzte und jammerte er, ob wir das Geld wieder finden würden! Mir selbst war namenlos bange, aber ich durfte meine Bangigkeit nicht zeigen, ich mußte mich beherrschen, um durch keinen Zweifel oder Angst den schwachen Mut zu beeinträchtigen. — Ich betete stille zu Gott, daß er uns das Geld wieder finden lassen

möge. Das Innere der Küche war noch in Kriegsverwüstung, man hatte es mit Vorsatz so gelassen. Daher ging es zuerst an ein Räumen und Fortschaffen der Sachen, die unserm Vorhaben hinderlich waren. — „So, nun wollen wir beginnen, heute brauche ich nicht Wache zu halten“, sagte der Pfarrer, „heute kann ich mithelfen. Hoffst du nicht auch, daß unser Herrgott in Gnaden das Geld bewahrt hat?“ fragte wieder der geängstigte Mann. — „Ich hoffe nicht nur, ich glaube es auch“, war meine Antwort.

Als ich nun die Platten sauber abgekehrt, glich eine der andern; die Stelle in der Küche, wo wir den Schatz hinein vergraben, wußten wir, hatten aber in der Angst und im Eifer vergessen, an dem richtigen Stein ein Kennzeichen anzubringen. Da standen wir nun und schauten und fragten: „Ist's der, ist's der?“ — „Nein!“ — Wir konnten nicht unterscheiden. — „Wir wollen es an diesem versuchen!“ — Der Stein wurde aufgehoben. Da war aber die Erde urfest. — „Hier kann's nicht sein, vielleicht ist's nebenan!“ — Neue Furcht und Angst erfüllte das Herz. Wir hoben den Stein daneben auf — hier ist die Erde locker, das Auskragen leichter — und — Gott sei gelobt! hier ist auch der Geldsack! — Als hätten wir das Geld gestohlen, so flink ging's über den Hof ins Haus und ans Zählen. — „Alles klappt, alles stimmt, so viel auf dem Papier und so viel im Sack — nun bleibe ich ein ehrlicher Mann, nun können

alle Arbeiten der Nöhweiler Kirche, wenn sie vollendet sind, auch bezahlt werden! — O, wie verhängnisvoll wäre jetzt meine Lage, hätte ich durch die Schlacht das Geld verloren!“

Für den Augenblick war alles Ungemach, welches der Krieg über uns gebracht, vergessen. Wer nie in solcher Verlegenheit, nie in solcher Verantwortung sich befunden, kann solch reine, gerechtfertigte Freude, solche Beruhigung in seinem Herzen kaum nachempfinden. — Nicht allzulange nach dem Kriege ist das Waschküchlein von der Erde verschwunden und ein Neubau hat sich auf seinem Plage erhoben. Uns aber blieb es noch lange, lange in dankbarem Andenken, denn es hat das ihm anvertraute Gut getreulich bewahrt und uns zwei Verschworenen die Ruhe des Gemüthes wiedergegeben.



18. Der Kaiserfang.

Der Strom des Kriegs flutete weiter. Mit erschreckender Regelmäßigkeit kamen die Nachrichten von immer neuen Niederlagen der Franzosen. Geradezu fabelhaft war es, wie die Deutschen Sieg auf Sieg errangen; alles zu verderben, alles zu vernichten, schien ihr Voratz zu sein. Fielen nicht ähnliche Aufse-

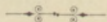
rungen? Es war kaum ein Monat nach der Schlacht von Fröschweiler, als ich mit einem meiner Brüder in Hagenau in einen Laden kam, um etwas einzukaufen. In demselben waren einige Damen beschäftigt, von welchen eine — wohl die Eigentümerin des Ladens — hinter dem Ladentisch stand. Vor dem Tische stand ein deutscher Offizier, den wir noch folgende Äußerungen thun hörten: „Ja, ja, wir gehen bis Paris, wir schießen Paris über den Haufen und fangen den Kaiser!“ — Die Dame, zu welcher der Offizier gesprochen, erwiderte kein Wort; wie sehr aber die Äußerung ihr zu Herzen gegangen, konnte man ihr ansehen. Als der Offizier den Laden verließ, blickten alle, die da waren, sich erschrocken und fragend an; endlich sagte die Dame: „Ces horreurs de Prussiens veulent nous abimer notre beau Paris!“ (Diese schrecklichen Preußen wollen uns unser schönes Paris verderben.) Auch wir verließen den Laden. Als wir allein waren, sagte mein Bruder: „Hast du diesen Preußen gehört? findest du das nicht recht anmaßend, so zu sprechen? Wir sind zwar geschlagen, und es ist wenig Hoffnung, daß es mit Frankreich nicht ganz verloren sei, aber so sollte man doch nicht sprechen!“

Was wir damals den Offizier sagen hörten, hat sich in nicht ferner Zeit geschichtlich erfüllt. So mutig sie stritten, so mutig sie kämpften: Frankreichs Söhne sind fürs Vaterland gefallen, ohne nur einen einzigen Sieg errungen zu haben.

Die Äußerung des Offiziers that uns damals weh; der Grund davon ist begreiflich. Man hatte sein Vaterland lieb, so lieb, daß man stolz war, ein Angehöriger Frankreichs zu sein, ein Unterthan der Obrigkeit, unter welcher jeder, der arbeiten wollte, sein Durchkommen finden konnte. Wie hätten solche Worte nicht wehe thun müssen, zumal da schon eigene Besorgnis am Herzen nagte! — Deutschland war uns ein fremdes Land; was hatten wir, vor der Hand, von ihm zu hoffen, wenn wir infolge des Krieges an dasselbe übergehen sollten? Und die Furcht vor fremder Herrschaft — — malt sie sich nicht alles viel schrecklicher aus, als die Wirklichkeit ist? Was wir hatten, wie wir's hatten, wußten wir; was wir bekommen und haben würden, konnte niemand wissen! Frankreichs milde Sonne beschien freundlich alle, die zu jener Zeit dort lebten. War Frankreichs Hauptstadt nicht der Sammelplatz aller Nationen, und konnte nicht jeder, der arbeiten wollte, dort seines Lebens froh sein? War nicht Handel und Verkehr besser als irgendwo in der Welt? Mit welcher Freiheit durfte jeder nach seiner Religion leben! Alle die fremden Gäste konnten ihre eigenen Kirchen und Schulen errichten, namentlich die Deutschen, ohne im geringsten gehindert zu sein! Lebte und webte nicht alles, was sich in Frankreich niedergelassen, in gutem Schutz und Frieden?

Ja, das war damals so! Aber heute müssen wir fragen, warum ist's nicht so geblieben? Es war doch auch

vieles faul und — Hochmut kommt vor den Fall. Napoleon samt seinem Paris gelüftete es nach den Fleischtöpfen Aegyptens, darum wurde er so hart geschlagen und gefangen. Napoleons Plan hat Gott nicht gefallen — und darum war der Herr nicht mit ihm. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert vorübergegangen, Frankreich hat sich wieder erholt — aber wie? Kommt's dort noch einmal, wie es vor dem siebziger Krieg gewesen? Vielleicht im nächsten Jahrhundert, wenn die meisten zur Ruhe gegangen, die aus dem Krieg entweder einen Vorteil oder nie vernarbende Wunden davongetragen! — Vielleicht auch nie wieder!



19. Die Granatsplitter.

Während der Kriegsschauplatz bis tief nach Frankreich hinein sich erstreckte, wurde unser Schlachtfeld scharenweise von Deutschen aller Stände besucht. Nach unserm beschossenen Fröschweiler kam täglich eine Masse Menschen, denen man ansehen konnte, daß sie sich jetzt hier auf heimischem Boden fühlten. Diese Besuche hatten für uns arme Einwohner insofern etwas Befriedigendes, als die Deutschen, während wir von ihren Unterstützungen lebten, doch auch sahen, welchen Jammer sie angerichtet.

So brachte zwei Monate nach der Schlacht ein frischer, aber sehr schöner Oktobertag die königlichen Hoheiten, den Kronprinzen Friedrich, die Kronprinzessin Victoria und den Großherzog von Baden, incognito, nebst einigem Gefolge nach Fröschweiler. Die fürstlichen Herren trugen Civillleidung — aber wer den großen Sieger von Fröschweiler nach der Schlacht an der Spitze des Triumphzuges gesehen, erkannte ihn sofort wieder.

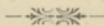
Vor der abgebrannten Kirche, auf niedrigem Feldstühlchen, saß ihre Hoheit, die Kronprinzessin und zeichnete die Ruinen der abgebrannten Kirche, während der Kronprinz und der Großherzog sich das verkohlte Mauerwerk anschauten. Nach vollendeter Zeichnung gingen die hohen Herrschaften, langsam und aufmerksam jedes beschädigte Haus und jede Brandstätte an ihrem Wege betrachtend, zu Fuß nach Wörth zurück. — — Im Laufe derselben Zeit kamen auch zwei Generale zu Pferde und ritten mit strahlendem Angesicht durch das Dorf, sich ebenfalls die Verheerungen der Schlacht betrachtend und besprechend; als sie an unser Haus kamen und sahen, daß auch an diesem die Granaten ihre Kraft bewiesen hatten, rief einer der Herren in barschem Tone zu mir herauf und sagte: „Um Gottes willen, wo habt ihr denn die Granatsplitter alle hingbracht?“ — In Erinnerung an alle Leiden des Krieges war es mir nicht möglich, eine gelassene Antwort zu geben; und wie denn der Mensch schnell zum Bösen geneigt ist, fuhr es mir wie ein Blitz ins Herz:

So, jetzt kannst du einmal Rache nehmen für dich und die Gemeinde, und ich erwiderte in demselben unsanften Tone: „Was weiß ich? Die Granatsplitter habe ich nicht in meine Schürze aufgelesen und fortgetragen.“

— Hätte der Herr freundlicher gefragt, hätte ich ihm auch freundlich mitgeteilt, daß auf Kommando die Einwohner alles Kriegsgeräthe, sowie alle Geschosse, die großen und kleinen, die Flintenkugeln und Granatsplitter auflesen und zusammentragen mußten, und daß dann deutsche Wagen gekommen seien und alles fortgeführt hätten. Wohin? das hätte ich freilich nicht zu sagen gewußt.

— Zu dem Sammeln der Kriegsgeräthschaften kamen noch die Haussuchungen. An einem dieser Tage war ich wieder im Pfarrhaus. Da kam auch ein Gensdarm mit Begleitung und fragte: „Herr Pfarrer, haben Sie etwas, das dem Schlachtfelde angehört?“ Der Pfarrer erwiderte: „Es ist eine Streitart hier! Könnten Sie mir diese nicht lassen, ich würde sie gerne bezahlen, ich möchte mir eine Sammlung anlegen!“ — Der Gensdarm schaute den Pfarrer freundlich an: „Meine Pflicht, Herr Pfarrer, meine Pflicht!“ — Er schlug mit der Hand an die Art, reichte sie seinem Begleiter und fort war das graufige Kriegsinstrument. Als ich heimgekommen, sagte man mir, daß auch bei uns Haussuchung stattgefunden: „Sie waren überall, nur nicht in deinem Zimmer.“ Als die Mutter sagte: „Das ist das Zimmer meiner Tochter,“ erwiderte der Gensdarm: „Respek-

tieren!“ — und die Männer zogen wieder ab. Ich habe mich sehr über diese Rücksicht gefreut.



20. Der Besuch im Lazaret.

Sängst waren alle Verwundete aus dem beschossenen Fröschweiler weggeschafft, um anderswo besser gepflegt zu werden. Die Entfernung der Kranken war für uns Einwohner eine wohlthätige Erleichterung. In Wörth an der Sauer, das durch die Schlacht weniger hart heimgesucht war, gab es ein großes Lazaret, das viele Kranken aufnehmen und behalten konnte, bis sie als Genesende transportfähig wurden. Eines Tages gingen wir hinunter und machten einen Besuch bei den Kranken. — Zuerst stießen wir vor dem Lazaret auf einen aus rohen Brettern zusammengefügtten Sarg, an dem ein Arbeiter noch herumhantierte. Als wir ins Haus traten, kam die aus der Chronik bekannte Schwester Clementine mit Thränen in den Augen auf uns zu: „Soeben drückte ich wieder einem Armen die Augen zu und befahl dem lieben Gott seine Seele. Wollen Sie eintreten in das Krankenzimmer?“ — Wir gingen hinein. Dort lag der Tote, mit einem weißen Tuche zugedeckt; auf einem kleinen Tischchen daneben brannten zwei Kerzen, dazwischen stand das Bild des gekreuzigten

Heilands, und rund herum im Saale standen Betten mit Verwundeten. Die armen Männer! Wie muß es ihnen zu Mute gewesen sein im Angesicht des Todes? — „Nun aber muß ich nachsehen, was mein kleiner Turko macht; er ist ein wahres Kind: so oft ich sein Zimmer verlasse, bittet er mich, doch recht bald wieder zu kommen.“ — Dieser Turko war der junge Held, welcher auf dem Rebhügel eine deutsche Fahne erobert hatte, aber dabei durch vierzehn Schußwunden jämmerlich zugerichtet worden war. Schwester Clementine trocknete ihre Thränen und führte uns zu dem kleinen Helden. Sie öffnete uns die Thüre; in der Mitte des Zimmers stand ein Bett mit dem zerschossenen Jüngling. — „Ben Sala! hier sind liebe Damen, die dich besuchen wollen, sollen sie kommen?“ — Ben Sala nickte zustimmend, blickte aber mit seinen strahlenden, schwarzen Augen kummervoll nach der Schwester hin und sagte: „Sora triste, Sora de nouveau pleuré; et pourquoi?“ — (Sora traurig, Sora wieder geweint und warum das?) — Seine mütterliche Pflegerin antwortete: „Nur ein wenig, weil ich soeben wieder für die Seele eines armen Kameraden gebetet; Ben Sala aber wird nicht sterben; er wird wieder gesund werden!“ — Ein dankbares Lächeln glitt über die Züge des wackern Knaben. „Und nun, Ben Sala, erzähle den Damen, wie es dir geht und wer dir diese schöne Weste geschenkt hat.“ — Ben Sala schaute stolz und wohlgefällig an sich herab auf

feine schwarze Weste, welche er im Bett anhatte. Die Schwester berichtete: „Ben Sala hatte einmal Besuch von einem Pfarrer und hatte dabei eine solche Freude an der Weste des Gastes, daß er den Wunsch aussprach, auch eine solche besitzen zu dürfen. Der gute, würdige Herr hat sich diesen bescheidenen Wunsch gemerkt und dem jungen Turko eine Weste geschickt. Dieser war glücklich wie ein König, dem ein großes, herrliches Reich zugefallen ist, und Tag und Nacht muß nun die Weste seine Brust bedecken.“

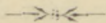
Während der Erzählung der Schwester klopfte es an die Thüre; sie öffnete. Draußen im Gange standen deutsche Soldaten, die aus Frankreich zurückberufen und in Wörth einquartiert waren. Sie fragten, ob es wohl erlaubt wäre, den jungen Turko zu sehen, welcher eine Fahne erobert und dabei so schreckliche Verwundungen erlitten habe. — „Ben Sala, willst du die Herren begrüßen, die so freundlich nach dir fragen?“ — Der blasse, schwächliche Jüngling streckte die Hand aus dem Bette und sagte in gebrochenem Französisch: „Avancez, camarades, avancez, Ben Sala pas faché. Ce n'est pas vous qui m'avez fait ce mal, c'est le feu. Donner la main, camarades.“ — („Kommt näher, Kameraden, kommt näher, Ben Sala nicht böse. Ihr habt mir dieses Weh nicht gemacht, es war das Feuer. Die Hand geben, Kameraden.“) — — Es war eine helle Freude, diese Kameradschaft zu sehen, und wie die

deutschen Soldaten um das Bett des Unglücklichen sich scharten und sich zuflüchteten: „So habe ich mir die Turkos nicht vorgestellt!“ — „Der ist ja gerade wie andere Menschen!“ — „Ich habe mir die Turkos als Ungeheuer oder als Menschen gedacht, die einem Affen ähnlich sind“ u. s. w. u. s. w. — Mit herzlichem Händedruck, gute, baldige Genesung wünschend, verabschiedeten sich die Soldaten; es waren Bayern. Als wir uns anschickten, auch wieder zu gehen, hielt uns Ben Sala seinen Geldbeutel hin mit den Worten: „Pour des vêtements, quand je suis rétabli!“ — (Für Kleider, wenn ich wieder hergestellt bin!“)

Nun stiegen wir die Treppe hinauf. Hier oben, im großen, geräumigen Schulsaal standen zwei Reihen Betten mit Schwerverwundeten. Viele lagen da mit verbundenen Köpfen, andere mit schweren Gewichten an den Füßen, welche über die Bettstellen hinunter hingen. Krankenwärter und Pflegerinnen schlichen leise und geräuschlos hin und her, gingen aus und ein. Es war erfreulich zu sehen, wie lustig und reinlich die Kranken dalagen, versorgt mit allem Nötigen. — Dort in einer Ecke lag auch der junge Lehrer, von welchem die Chronik erzählt. Seine Wunden schienen ausgeblutet, sein Herz ausgelitten zu haben; man sah ihm an, daß seine Stunden gezählt waren. Als wir uns seinem Bette näherten, hauchte er mit leiser Stimme die Worte: — „Bin so schwach — — so müde — — werde bald

heimgehen dürfen.“ — — Dieser Arme war noch nicht ganz durchs dunkle Thal. — — „Gottes ewiges Licht gehe vor dir her und leuchte dir dorthin, wo es keinen Krieg und keine Wunden mehr gibt. Es leuchte dir zum ewigen Leben. — Wenn du deinen letzten Atemzug gethan, so schlafe auch du wohl, wenn auch in fremder Erde, sie ist ja des Herrn allüberall; und wenn bei der Auferstehung der Toten durch Gottes Barmherzigkeit und Gnade du und deine gefallenen Kameraden von Morgen und von Abend kommen werden, so ist es einerlei, wo ihr inzwischen geschlafen habt. Amen!“ — Das war mein Gebet beim Anblick des stillen Dulders. — —

Noch einmal haben wir dem Krieg mit seinen schrecklichen Folgen ins Angesicht geschaut — aber diesmal nicht mehr mit Groll und Erbitterung; denn längst schon haben wir erkannt, daß Krieg und Friede von Gott zugelassen und durch ihn gelenkt werden.



21. Ob die Deutschen Wort gehalten?

Na, die haben Wort gehalten! — Kaiser Napoleon war gefangen, Paris wurde beschossen; daß das Blatt sich noch einmal wenden könnte, daran war längst nicht mehr zu denken; und daß Elsaß zu Deutschland gehören werde, davon überzeugten uns immer

wieder die ununterbrochenen, und wie es schien, uner-
schöpflichen Lieferungen in jeglicher Hinsicht. Alles, was
zur Leibesnahrung gehört, wurde nach Fröschweiler ge-
schafft. Es war großartig, mit welcher Opferwilligkeit
Sendungen auf Sendungen folgten. Alles Notwendige
wurde reichlich herbeigeschafft, ja mehr noch als das.
Es war rührend zu sehen, wie zum Beispiel an Weih-
nachten für die Alten und Schwachen und auch für die
Kinder auf das sinnigste gesorgt wurde. Viele Kleider
kamen an, auch allerlei Spielsachen, ein Luxus, welchen
die Fröschweiler Kinder, mit wenig Ausnahmen, niemals
so gekannt hatten. — Einer meiner kleinen Neffen, er
zählte damals fünf Jahre, wurde mit einem Säbel und
was dazu gehört bedacht. In Erinnerung an die
vielen Soldaten und Offiziere kam der liebe Kleine weni-
gstens zweimal täglich ganz gravitatisch mit seinem um-
geschlallten Säbel zu Großeltern und Tante. Dann
war jedesmal, wenn er bei uns war, das Thema: der
Krieg, die Schlacht, der Keller und wieder das Heraus-
kommen aus demselben u. s. w. — Eines Tages fragte
er: „Tante! wie war's damals, als ihr aus dem Keller
heraufkamet?“ — Wie schon oft wiederholte ich das
nämliche und sagte: „Ja, wie war's! ich hat eben um
Schonung für unser Leben.“ — „Tante, hast du auch
geweint? und haben die Soldaten deine Thränen ge-
sehen?“ — Als ich bejahte, sagte er: „Tante, du warst
eine dumme Frau, ich hätte das anders gemacht!“ —

Und als ich fragte: „Ja, wie hättest denn du es gemacht?“ — da schwang sich der Knabe auf einem Fuße herum, daß sein Säbel klirte und hielt mir den Rücken hin, indem er sagte: „Schau, so hätte ich es gemacht und dabei schnell meine Thränen abgewischt.“ — Doch kehren wir zu der Frage zurück, ob die Deutschen Wort gehalten.

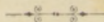
„Wir machen alles kaput; wir fangen den Kaiser; wir schießen Paris über den Haufen — dann machen wir alles wieder gut“ — war der Deutschen Losungswort, und dieses Wort haben sie gehalten in Einigkeit und Treue wie ein Mann.

Auch zwei herrliche Kirchen haben sie wieder aufgebaut, die schauen weit ins Land hinein — sie sprechen von Krieg und Frieden — von einst und jetzt. Alles, alles wurde ersetzt — alles wieder gut gemacht. — Wenn es auch nicht so gekommen ist, wie jener Mann gemeint, den ich in der Zeit sagen hörte: „Wenn Frankreich verliert, brauchen wir heuer keine Steuern und keine Holzgelder zu bezahlen — und wenn die Deutschen gewinnen, fordern sie dieses Jahr auch nichts.“ — Sehr verblüfft war drum der Mann, als Steuern und Holzgelder eingefordert wurden, ebenso korrekt als wie von der französischen Regierung. — Nur eins konnte nicht wieder gut gemacht werden. Ist die Sache übersehen worden oder hat es an einer Anregung gefehlt? Niemand ist in jener verhängnis schweren Zeit sich darüber ins Klare gekommen.

Es ist allgemein bekannt, daß die Fröschweiler Felder verwüftet und fest getreten waren wie harter Weg; wer das aber nicht mit seinen eignen Augen gesehen, konnte sich doch keinen Begriff davon machen. Wie sollten nun aber diese Felder wieder urbar gemacht werden? Dies war eine Aufgabe, die vollständig zu lösen für die Kräfte der Gemeinde eine Unmöglichkeit blieb. In Fröschweiler selbst gab es nur wenig Pferde, und die Rinder, mit denen sonst das Feld dort bestellt wird, waren mit wenig Ausnahmen requiriert worden. Auf welche Weise sollten nun die steinharten Äcker bestellt werden? Es kam ja schwache Aushilfe von den Nachbargemeinden, deren Felder zwar weniger beschädigt waren, denen aber beinahe ebensowenig Tiere geblieben waren, als den Fröschweilern selbst. So reichte die Aushilfe nicht aus, und so kam es denn, daß das Feld vielfältig im Herbst nicht konnte geackert und angepflanzt werden. Das war besonders hart für die wenig Bemittelten, denen die Hoffnung auf die Ernte des nächsten Jahres verloren ging. Aber härter noch als das traf das rege, fleißige Völklein der üble Vorwurf, der deutscherseits gemacht wurde, als wären die Fröschweiler ein fauler Menschenschlag, der nicht einmal seine eigenen Felder habe wieder in Ordnung bringen und anpflanzen mögen. Diese Anklage fügte den Einwohnern schweres Unrecht zu, und für lange Zeit blieb in ihren Herzen ein Stachel zurück. Es wäre heilsamer gewesen, der

oder jener vorübergehende Schlachtfeldbesucher hätte sich über diesen Punkt näher erkundigt und dann durch Mitwirkung und Anregung der Not zu steuern gesucht, statt der so schwer geprüften Gemeinde in der Presse üble Nachrede zu bereiten. Das war ein böser Schatten, der lange eine innige Annäherung hinderte; und das ist's auch, was nicht so leicht hat können gut gemacht werden.

Ob jetzt, nach 25 Jahren, in Fröschweiler Gras über jene ungerechte und verletzende Nachrede gewachsen ist, kann ich nicht so genau wissen, da ich selbst schon längst nicht mehr dort wohne — — will's aber hoffen und glauben.



22. Die Kaiserrose.

Elsaß-Lothringen, der Siegespreis, den die Deutschen 1870 so teuer errungen haben, ist nach jahrhundertlanger Entfremdung Deutschland zurückgegeben worden und dient nun der alten Mutter zur Zierde und zum Schutz. Frankreichs Größe dagegen, sowie Frankreichs Finanzen wurden geschwächt — doch was hätte den Franzosen an den Finanzen gelegen, wäre nur die Perle dieser Provinzen nicht weggefallen! Nur mit Ingrimm und Schmerz fanden sich die Franzosen in die Abtretung; sich innerlich von den Provinzen los-

zusagen, ist ihnen in einem ganzen Vierteljahrhundert noch nicht gelungen, und es wird wohl noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, bis sie das teure „Ländli“ verschmerzt haben. Kriege um Kriege sollten seitdem heraufbeschworen werden, um den „Prussiens“ zu zeigen, wie man verlorene Länder zurückerobert — aber alle Revanchepläne haben bis jetzt nichts bezweckt, und will's Gott, werden sie auch in Zukunft den Frieden nicht stören und keinen Krieg vom Zaun brechen, wie es zu jener Zeit geschehen, als Kaiser Napoleon seine Soldaten ins Feld schickte, ohne ihnen ein Stück Brot mit auf den Weg zu geben.

Ungehindert durch die Rachepläne der Franzosen, arbeitete Deutschland an der Befestigung des neuen Reiches; und damit Elsaß-Lothringen wisse, es habe einen Landesvater, wurde der Besuch des Kaisers in Aussicht gestellt. — Bis zu dieser Zeit steuerte das Schifflein ziellos in der wogenden See; das heißt, so kam es den Leuten im Lande vor; bis dahin wußte eigentlich niemand recht, wo er hingehörte, und so waren die Gefühle der meisten Elsaß-Lothringer vor dem Kaiserbesuch noch sehr gemischte.

Die Kunde, der Kaiser käme nach dem Elsaß und auch nach Fröschweiler und zum Besuch des Schlachtfeldes, rief eine erwartungsvolle, freudige Stimmung hervor. Man sagte sich: Wenn der Kaiser zu uns kommt, so ist die Meinung nicht richtig, daß die Preußen

nur nach dem Lande und seinen Produkten getrachtet haben, daß dagegen wir Elsäßer Stiefkinder im deutschen Reich bleiben sollen; wenn der Kaiser nach Fröschweiler kommt, so wird er nicht allein um des Schlachtfeldes willen kommen, er wird auch ein Interesse an der Gemeinde und ihren Einwohnern haben.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken und Besprechungen rückte die Zeit des Kaiserbesuches näher, und es war nicht zu verkennen, daß freudige Aufregung alle Gemüther bewegte. Handelte es sich doch diesmal nicht um Krieg und Schlacht, nicht um Furcht und Angst wie in den Kriegszeiten, es handelte sich vielmehr um landesväterliche Fürsorge für die eroberten Unterthanen. Ein Beweis für die friedliche und freudige Stimmung, die dem großen Helden, Kaiser Wilhelm, entgegen gebracht wurde, waren die mancherlei Vorbereitungen und Übungen, die getroffen wurden, um den Kaiser würdig zu empfangen. Was gab es z. B. im Pfarrhaus für ein fröhliches Treiben, Schaffen und Üben! Die muntere Kinderschar wurde nicht müde, den Vater zu fragen, wie es beim Empfang des Kaisers zugehen solle. Schon einigemal vorher hob der Vater bei der Mahlzeit sein Glas in die Höhe und brachte ein Hoch auf seine Majestät den Kaiser aus; im Chor stimmten die Kinder mit ein, und ein vielfältiges Hoch erschallte. Die kindliche Einbildungskraft stellte sich den Kaiser als das Größte, als das Stärkste und Mächtigste

auf Erden vor. So sagte nach einigem Sinnen eines der Kinder: „Papa, gelt, wenn der Kaiser kreischt, so hört man es bis nach Niederbronn.“ Jedenfalls wollte das Kind sagen, wenn der Kaiser selber Hoch rufen würde, das würde tönen wenigstens eine Stunde weit, denn daß Niederbronn eine Stunde von Fröschweiler entfernt sei, das wußte das Kind vom Hörensagen ganz gut.

Riesig schnell vergingen die Tage der Vorbereitungen; es gab einen Wetteifer, der sich nicht beschreiben läßt. Niemand wollte zurückbleiben, jeder wollte sein Bestmögliches zu der Verehrung des neuen Herrschers beitragen. Leider schien die Witterung sich nicht festlich gestalten zu wollen; schon einige Tage herrschte Regenwetter, und gerade in der Nacht vor dem Festtage regnete es so furchtbar, daß es morgens ausfah, als wollte es den ganzen Tag so fortregnen. Die Wolken gingen so tief, als schwebten sie nur so über unsern Häuptern — aber wunderbar — es regnete nicht mehr, und so konnte alles vollends vorbereitet und angeordnet werden. Freunde und Fremde waren aus allen Gauen herzugeströmt. Die festgesetzte Zeit rückt heran — bald — bald ist der Zeitpunkt da, wo Seine Majestät eintreffen wird — und dann sollen alle die vor der Kirche versammelt sein, welche dem Kaiser einen Blumenstrauß zu übergeben haben. — So, jetzt müssen wir auch gehen. Mit zwei mir anvertrauten Kindern des Ortspfarrers, von denen

jedes einen Strauß trug, der dem Kaiser als Huldigungszeichen gegeben werden sollte, machte ich mich auf den Weg. Als wir die Treppe hinunter gingen, fiel mein Blick noch einmal auf die Blumensträuße, und da kam mir der eine so kahl, so unvollendet vor. Es war ein Strauß von weißen Aestern; ich dachte, eine Rose müßte einen passenden Abschluß machen, und so bat ich die Kinder, ein wenig zu warten. Ich ging in den Garten und pflückte eine halboffene Rose, schüttelte die vom Regen schwer getränkte Knospe ab und steckte sie als Spitze in den Strauß. Dann gingen wir an die uns bezeichnete Stelle, an den Eingang der Kirche.

Das Zuströmen der Festbesucher war großartig. Alle Stände der menschlichen Gesellschaft waren vertreten und harrten im Festgewand. — Jetzt kommt der Zug der Fürsten zu Pferde, zuvorderst der greise Kaiser Wilhelm, eine freundliche, ehrwürdige, herzugewinnende Erscheinung. — „Das ist der Kaiser — das ist der Kaiser“ — und ein tausendstimmiges Hoch begrüßte den Monarchen. Mit jugendlicher Kraft schwang der Kaiser sich vom Pferde und schritt durch die Reihe, die vielen Sträuße hüben und drüben mit Wohlgefallen in Empfang nehmend. Alle Sträuße nahm der Kaiser selbst mit freundlichem Danke ab und gab sie dann seinem Gefolge. Der weiße Strauß mit der Rose in der Mitte war der letzte, und auch diesen letzten Strauß nahm Seine Majestät huldvollst aus den Händen des mir anvertrauten


Kindes, und indem er die Rose herauszog, gab er dem Kronprinzen, der immer einen Schritt hinter seinem kaiserlichen Vater folgte, den Strauß und sprach mit zärtlichem Tone die Worte: „Meinem Sohne auch was geben!“ — Wie eine feste Eiche stand der Kronprinz, der Sieger von Wörth, hinter seinem erhabenen Vater — wer hätte damals ahnen können, daß ein furchtbarer Krankheits- und Todessturm diese starke Eiche so bald knicken würde!

Rührend und groß war der Zug liebevollen Gedenkens des kaiserlichen Vaters an seinen Sohn. Es war, als wollte er uns Umstehenden klar machen, daß der Vater mit dem Sohne alles teile, auch das neue Reich. Ich habe seitdem oft denken müssen: so wie bei jenem Besuch in Fröschweiler sie in Liebe hier auf Erden die Blumen geteilt, so teilen sie jetzt durch Gottes Gnade in gemeinsamer, ewiger Liebe Seligkeit und ewige Ruhe.

Den Strauß erhielt der Kronprinz, und die Rose steckte der Kaiser in das Knopfloch seines Rockes — und als die fürstlichen Herrschaften beide Kirchen besucht und im Schloß des Grafen von Dürkheim eine Erfrischung genommen, fuhren Kaiser und Kronprinz wieder von dannen. Als der Kaiser abfuhr, prangte immer noch die Rose im Knopfloch seines Rockes. Eine besondere, persönliche Freude blieb mir im Herzen zurück — denn wie hätte ich denken können, daß diese Rose eine so besondere Anerkennung finden würde!

Von keinem Unfall, so wenig wie von Regen war die Feststimmung getrübt worden. Nach dem Besuch des Kaisers waren die Gemüter befriedigt, die Herzen zum guten Teil gewonnen; man kam zu dem Schluß: „So wie es ist, soll es bleiben. Wir sind deutsch und bleiben deutsch.“ Des Kaisers Besuch trug viel dazu bei, das Wort des polnischen Soldaten zu erfüllen: „Es macht sich alles mit der Zeit!“ —

Noch einmal ist dem Dorf Fröschweiler der hohe Besuch eines Kaisers zu teil geworden: bei der Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals, die am 18. Oktober 1895 stattfand. Kaiser Wilhelm II. besuchte bei diesem Anlaß auch die Friedenskirche. In der Sakristei fand er die erhabenen Namen seines hochseligen Großvaters, Kaiser Wilhelms I., und seines hochseligen Vaters, Kaiser Friedrichs, auf einer Gedenktafel eingetragen, die aus Anlaß des auf den vorangehenden Blättern geschilderten Besuches vom Jahre 1876 errichtet wurde. In künftigen Zeiten wird man hier wohl auch Wilhelms II. erlauchten Namen lesen neben denen seiner beiden verkörperten Vorfahren. Möge es dem Kaiser mit Gottes Beistand gelingen, dem Deutschen Reiche nach außen und im Innern den Frieden zu erhalten, dessen Segen an keinem anderen Ort so warm und dankbar empfunden wird, als in den erinnerungsreichen Räumen der Friedenskirche von Fröschweiler.



Schluß.

Was aus Vater und Mutter geworden, dürfte den geneigten Leser vielleicht interessieren.

Die geschilderten Drangsale des Krieges, alle die aufregenden Gefahren und Ängste hatten die Kraft und die Gesundheit beider Eltern erschüttert und für immer untergraben. Der Vater siedete von da ab und wurde schon im Monat September desselben Jahres (1870) von einem Schlaganfall getroffen.

Die Mutter hatte wahrscheinlich in Niederbronn durch einen zu raschen Trunk in die Hitze sich geschadet. Jedenfalls hatte sie sich einen bösen Husten zugezogen, der eine Brustentzündung zur Folge hatte, so daß sie zu gleicher Zeit mit dem Vater schwer krank darnieder lag. Beide Eltern erholten sich zwar wieder vorübergehend, aber ihre Gesundheit blieb gebrochen. Im Jahre 1874, infolge eines dritten Schlaganfalls, starb der Vater in seinem 69. Lebensjahr, und im Jahre 1875 folgte ihm die Mutter im Alter von 68 Jahren. Auf dem Friedhofe zu Fröschweiler, in gemeinsamem Grabe, ruhen die teuern Eltern. Das einfache Grabmal schmückt ein Gewinde von Ephen und eine Trauerweide.

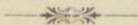
Sanft mögen sie ruhen von des Lebens Last und Hitze bis zum frohen Tage der Auferweckung. — —

Die Vollendung der Friedenskirche, des Lebenswerkes ihres Sohnes, erlebten sie nicht mehr; auch nicht

den im Jahre 1876 erfolgten Besuch Kaiser Wilhelms I.

Die Vergleichung der Zeit vor fünfundzwanzig Jahren mit der Gegenwart regt zu mancherlei Betrachtungen und zu ernstern Erwägungen an. Doch müde geworden von dem Rundgang durch Krieg und Schlacht und Leichensfeld, unterdrücke ich die sorgenvollen Bedenken des Alters und schließe meine Aufzeichnungen mit den Worten:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest —
Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und all die Lust?
Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“



C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

In 13. Auflage liegt nun vor:

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870

von

Karl Klein,

ehedem Pfarrer zu Fröschweiler im Elsaß.

Dreizehnte Auflage.

(Mit Kärtchen.) Geh. 2 M. 25 S.; kart. 2 M. 80 S.

Herr Pastor Funke in Bremen begleitete das Erscheinen der „Fröschweiler Chronik“ mit folgender Besprechung:

„Gott segne den Mann, der das Buch geschrieben hat! Und dies Buch konnte auch nur der Pfarrer von Fröschweiler schreiben. . . . Ich weiß nicht recht zu sagen, worin der Zauber des Buchs besteht; daß aber ein wunderbarer Zauber darauf liegt, das wage ich zu behaupten. . . . Wenn ich hiermit bitte: „Kaufet das Buch! in jeder Buchhandlung findet ihr's! leset es, allein oder im Familienkreis!“ — wenn ich so bitte, so weiß ich, daß ich mir bald den Dank derer erwerbe, die meiner Bitte Gehör geben.“

Herr Prälat Dr. Gerok in Stuttgart:

„Ich habe das Büchlein mit tiefer Bewegung durchgelesen. Es ist kein leichtes Unterhaltungsfutter, sondern eine tiefererschütternde Lektüre. . . . Es gibt da und dort Bruchstücke von Ortschroniken, welche Landgeistliche während des dreißigjährigen Kriegs aufgezeichnet haben. Solchen Aufzeichnungen möchte ich das Büchlein vergleichen“. . . .

Herr Oberkonsistorialpräsident Dr. v. Stählin in München urteilt in der Ev.-luth. Kirchenzeitung:

„Eine vortreffliche Schrift, ein Volksbuch im besten Sinne! . . . Man kann über den letzten Krieg Unzähliges, Großes und Kleines, gelesen haben: einen so erschütternden Eindruck von dem, was der Krieg ist und was er im Gefolge hat, wie er hier uns entgegentritt, wird man kaum irgendwo anders empfangen haben. Wir möchten sagen, es ist hier eine Physiologie des Krieges von mächtiger Wahrheit gegeben.“

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

In zweiter Auflage ist erschienen:

Die Fahrt nach der alten Urkunde.

Geschichten und Bilder

aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes

von

August Sperl.

Zweite Auflage.

16 Bogen. 8°. In Goldschnitt geb. 4 M. 50 S.

„Ein eigenartiges Buch, das nicht leicht in eine der landläufigen ästhetisch-literarischen Kategorien unterzubringen ist und doch eine so zweifellose künstlerische und namentlich sittliche Bedeutung besitzt, daß es den ungewöhnlichen Erfolg einer zweiten Auflage vor Ablauf eines Jahres vollauf verdient hat. . . . Der Leser, durch künstlerische Vorzüge der Darstellung gefesselt, gibt sich willig auch dem sittlichen Eindruck des Werkes hin, das unter der Menge unserer heutigen, meist nur nach augenblicklicher Erregung und Unterhaltung haschenden Erzählungen eine im hohen Grad erfreuliche Ausnahme bedeutet.“

Franz Muncker.

„Diese Erzählung ist grundeigentümlich und enthält in ansprechender Form viel fein Beobachtetes, Lehrhaftes und dazu Fesselndes. Die Gesinnung, die es durchbringt, die Erudition und geistige Reise, der es die Entstehung verdankt, werden viele veranlassen, sie hochzuhalten; ja es kann kommen, daß es besonders in den Kreisen gebildeter Protestanten zu einem lieben Hausbuche wird.“

Georg Ebers.

„. . . Der Verfasser ist ein Meister im Erzählen und bietet eine Masse fesselnder Szenen. . . . Auf dem Ganzen liegt der lebenswürdige Zauber eines reichen und tiefen Gemüts verbunden mit gediegener Lebenserfahrung, so daß die Lektüre nicht nur ein Genuß, sondern auch gewinnbringend ist. . . .“ „Theolog. Literaturblatt“.

C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Den Treuen treu!

Erinnerungsblätter

zum Andenken an zwei teure Abgeschiedene

von

C. Hauser-Edel.

67 Seiten. Geh. 1 M. 20 δ . Eleg. geb. 2 M.

Stimmen der Presse:

„Sind Liebeslust und Leid auch gar oft schon besungen, ein anderes ist es mit den Gefühlen der Wehmut, wie sie aus vorliegendem Büchlein zum Herzen sprechen. Sie gelten dem Andenken eines verlorenen geliebten Gatten, dann dem Kranken- und Sterbelager eines teureren Kindes und sind um dieses Stoffes und seiner tiefinnigen, vielseitigen Betrachtung und Durchführung willen geeignet, in solchen Tagen lindernden Trost in betrübte Herzen zu gießen.“

„Es ist ein kleines Bändchen von Liedern, welche die Gattin und Mutter ihren lieben Verstorbenen nachsingt. Es ist ein so tiefer inniger Schmerz, der sich in ihnen zu entsagungsvoller Höhe klärt, daß keiner, der ähuliches Leid empfunden hat, das Buch unbewegt aus der Hand legen wird. Die Dichterin, die in einfach schöner Sprache sich in wehmütigen Erinnerungen ergeht, nimmt dem Tode den herbsten Stachel und spricht veröhnend zu leidenden Menschenherzen.“

Blumen und Liebe.

Ein Strauß in Liedern

von

C. Hauser-Edel.

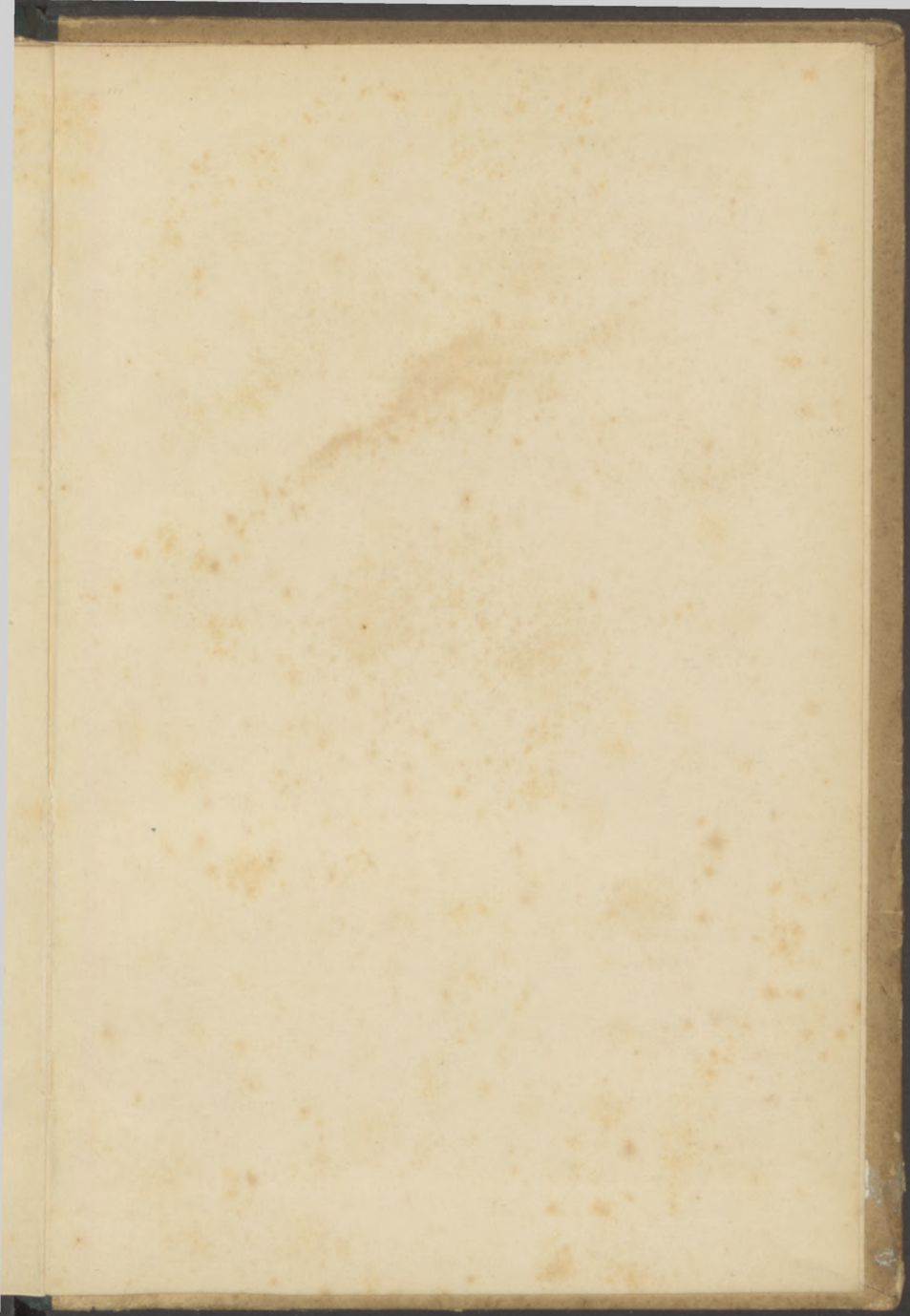
38 Seiten. Elegant kartoniert mit Goldschnitt 1 M. 20 δ .

Stimmen der Presse:

„Blumen und Liebe sind ein von der Irtischen Poesie so vielfach ausgebeuteter Stoff, daß es eines ungewöhnlichen Talentes bedarf, um diesem Gegenstande neue Gedanken abzugewinnen. Die Autorin dieses Lieder-Büchleins aber ist thatsächlich von jenem höheren Genius getragen, der in der Tiefe der Erscheinungswelt den Born des Ewigen entdeckt und taufrische Tröpflein aus demselben emporzuholen und dem Leser darzubieten versteht. Darum ist jede Zeile der anmutigen Dichtungen originell, darum wird das alte Lied in der Sängerin Mund ein neues und ist jede Blume aus ihrer Hand ein lebendiges Gebilde, ein Kaval für jeden, der nach ihr greift. Möchten dies recht viele thun. Es wäre ein Griff in wahre, tiefe, echte Poesie.“

„Wir können nicht umhin, vorliegendes Büchlein, dessen sinnige Blumenlieder von hohen Gedanken getragen werden, dem weitesten Leserkreise zu empfehlen. Die Dichterin, die schon durch ihre Erinnerungsblätter, „Dem Treuen treu“, in unserm besten Gebenken lebt, hat hier in poetischer Sprache den Blumen eine neue Bedeutung gegeben, und zwar mit so feinem poetischen Gefühl und geistigem Verständnis, daß — wenn es möglich wäre — die Blumen selbst ihr dafür danken müßten.“





Biblioteka Główna UMK



300047855655

A. 25

Biblioteka Główna UMK



300047855655



B

Fr

Crin

e

B